



BERLINER BEITRÄGE ZUR SKANDINAVISTIK

Titel/title: *Gender resignifiziert. Schwedische (Aus)Handlungen in und um Sprache*

**Autorin/
author:** Antje Hornscheidt

**Kapitel/
chapter:** 4: »Sprachlich beeinflusste Konzeptualisierung von Gender aus einer Perzeptionsperspektive«

In: Hornscheidt, Antje: *Gender resignifiziert. Schwedische (Aus)Handlungen in und um Sprache*. Berlin: Nordeuropa-Institut, 2008

ISBN: 978-3-932406-29-4

**Reihe/
series:** Berliner Beiträge zur Skandinavistik, Bd. 14

ISSN: 0933-4009

**Seiten/
pages:** 131-206

© Copyright: Nordeuropa-Institut Berlin und Autoren

© Copyright: Department for Northern European Studies Berlin and authors

Diesen Band gibt es weiterhin zu kaufen.

4. Sprachlich beeinflusste Konzeptualisierung von Gender aus einer Perzeptionsperspektive

Asking how people ordinarily categorize things is not the same as asking how they make abstracted judgements of category membership. It is decontextualization from situated practices that makes culture look like grammar, discourse like cognition, versions like theories.¹

4.1 Erkenntnistheoretische Diskussion des Phänomens sprachlich beeinflusster Konzeptualisierung im Rahmen eines konstruktivistischen Modells

Ausgehend von einem konstruktivistischen Ansatz zu Sprache und Gender ist in Hornscheidt² ein Modell entwickelt worden, in dem sprachliche Kategorisierungen und personale Appellationen Aufschluss über die Konzeptualisierungen bei den an einer Kommunikation Teilnehmenden geben können. Dort ist auch für die Produktion sprachlichen Materials in unterschiedlichen Diskursen analysiert worden, wie Gender durch und in personaler Appellation im heutigen Schwedisch zum Ausdruck kommt, welche Verknüpfungen mit Alters-, Status- und Sexualitätsvorstellungen feststellbar sind, was benannt wird und was einer Benennung entgeht und welche Tendenzen sich für die jüngste Zeit aufzeigen lassen. Vergleichbar mit vielen weiteren Sprachen zeigt sich eine konventionalisierte Verwendung genderspezifizierend männlicher Appellationsformen zur genderunspezifizierenden Appellation über verschiedene Bereiche jenseits der Benennung von Verwandtschaftsbeziehungen hinweg. In Erweiterung dieser Analysen wird hier nun die Konzeptualisierung von Personen unter dem Einfluss sprachlicher personaler Appellation untersucht. Dies geschieht durch eine Analyse der durch personale Appellationen ausgelösten und/oder unterstützten Konzeptualisierungen. Ergänzend von den auf Produktionsdaten basierten Analysen wird hier die Perception personaler Appellation unter dem Aspekt Gender stärker fokussiert und auf diese Weise eine weitere Perspektive auf die Analyse von ent-

¹ EDWARDS: 1997, 259.

² HORNSCHIEDT: 2006a; vgl. auch Kapitel 2 in dieser Monografie.

sprechenden Kommunikationen angelegt. Auf diese Weise wird die Wirkung von sprachlichen Benennungspraktiken empirisch fokussiert.

Nach Clark³ und Heeman und Hirst⁴ und in logischer Konsequenz eines konstruktivistischen Verständnisses ist die Etablierung eines Appellationsobjekts eine gemeinsame Kommunikationsleistung der Interagierenden und nicht ausschließlich in der Verantwortung des/der Sprechenden. Aus dieser Sicht ist die mit der Äußerung personaler Appellation verbundene Perzeption ebenso wichtig wie die Produktion dieser Formen. Die Analyse der Perzeption personaler Appellation geht von der konstruktivistischen Auffassung aus, dass es keine objektiven, das heißt keine konstanten und ›natürlichen‹ Kriterien gibt, die dazu genutzt werden könnten, zum Beispiel Gruppen von Menschen zu identifizieren. Auch wenn die Formierung von Gruppen durch kollektive Kategorisierungen als ein universeller Prozess aufgefasst werden kann, ist das Resultat nicht eine natürliche Gruppe, sondern eine aktiv hergestellte Kategorisierungsleistung, die in Abhängigkeit von gesellschaftlichen Faktoren als Konventionalisierung zu interpretieren ist. Festgestellte Kategorisierungen geben Aufschluss über gesellschaftlich angenommene Identitätskategorien und personale Zuordnungen. Gruppenzuordnungen und Gruppenzugehörigkeiten von Menschen werden gemeinhin als konsensfähige Objekte von den Mitgliedern einer Gruppe empfunden und fühlen sich dementsprechend als ›natürlich‹ an. Gruppenbeziehungen und -identitäten sind aus einer konstruktivistischen Sicht jedoch ein kognitiv hergestelltes Phänomen, welches auf der intersubjektiven Ebene einer Community lokalisiert werden kann.⁵

It is important to stress here that deconstructing gender into its constitutive acts is not a denial of its existence or of its social salience. Most people do experience gender as an inalienable part of who they are, and the treatment they get reflect who others think they are. It is *because* gender is so salient that so much work goes into its production and reproduction. For linguists, what follows from the deconstructive approach is not the wholesale abandonment of language and gender studies, but a change in the question we begin with: instead of ›how do women and men behave linguistically?‹ we can ask how particular linguistic practices contribute to the production of people as ›women and men‹. If we regard gender as a set of constitutive acts (different ones in dif-

3 CLARK: 1996.

4 HEEMAN u. HIRST: 1995.

5 Vgl. LE PAGE u. TABOURET-KELLER: 1985 für ein entsprechendes soziolinguistisches Modell.

ferent communities and different periods of history), rather than seeing the acts themselves as an outcome of gender, we will be able to acknowledge the complexity of the gender-work language users do, while also leaving open the possibility that gender itself could be transformed.⁶

Bei der auch und vor allem verbal hergestellten Gruppenidentifizierung spielen Machtaspekte eine nicht unerhebliche Rolle. »These two factors, the societal and socially structured dimension of the cognitive framing of group relations and the processes of power that are involved, lead directly into a discussion of ideology«. ⁷ Von Blommaert und Verschueren auf den impliziten rassistischen Gehalt des belgischen öffentlichen Diskurses zu Rassismus bezogen, wird die Annahme, dass die verbal geschaffenen Kategorisierungen auch Aufschluss über ideologische gesellschaftliche Prozesse geben können, hier auf Gender in der Analyse der Perzeption personaler Appellation übertragen. Während in dem vorangegangenen Kapitel für fachwissenschaftliche Diskurse zum Schwedischen aufgezeigt worden ist, inwiefern die durch sprachliche Kategorisierung vorhandene, personale Konzeptualisierung zu einer Gleichsetzung von Männlichkeit mit Menschlichkeit und Weiblichkeit mit Geschlechtlichkeit beiträgt, wird in dem vorliegenden Kapitel die Frage gestellt, ob sich dies auch empirisch für die Konzeptualisierung im Zusammenhang mit dem Hören oder Lesen personaler Appellationsformen nachweisen lässt. Die Annahme einer Interaktion zwischen Konzeptualisierung und Perzeption ist dabei grundlegend für die Kognitive Linguistik⁸, wie im zweiten Kapitel herausgearbeitet wurde.

Certainly we can in most cases clearly separate perceptions given by the ongoing operation of the sense organs from the imagery that is retained after the experience, but there is a continuum here from immediate experience to that more removed in time, and the confounding influence of top-down framing of experience makes it hard to sustain such a clear distinction in every case. [...] Even in such very concrete situations, referees often see what they are primed to see, especially when the actual event is fleeting and resembles the frame of anticipation. Conceptualization and imagination interact with perception.⁹

6 CAMERON: 1996, 46–47.

7 BLOMMAERT u. VERSCHUEREN: 1998, 24–25.

8 Vor allem in der Nachfolge von LAKOFF: 1987.

9 Ebd., 444.

McConnell-Ginet¹⁰ argumentiert, dass die Bedeutung verbaler Formen für die Perzeption bisher und aus wissenschaftlich-historischen Gründen weitgehend unerkannt geblieben ist und die Chance für eine unbewusste Strukturierung der Konzeptualisierung durch Sprache und eine Nicht-Hinterfragung dessen so wissenschaftlich gefördert sei. Diese Beobachtung geht mit der hier getroffenen Feststellung einher, dass Sprache im Alltagsverständnis als ein widerspiegelndes, relativ konstantes Medium aufgefasst wird, dem keine eigene Konstruktionsleistung zugesprochen wird. Da jede Perzeption im Rahmen von und durch den Filter von mentalen Bildern oder autonomen Ereignissen stattfindet, die jeweils kulturell konstruiert sind, folgt daraus, dass jede bildhafte Vorstellung durch Kultur und die persönliche Geschichte strukturiert ist und auf diese zurückwirkt, wodurch eine gegenseitige Verstärkung vollzogen wird und zwischen einer potentiellen ›persönlichen‹ und gesellschaftlichen Ebene nicht unterschieden werden kann.¹¹ Übertragen auf die Perzeption personaler Appellation in Bezug auf Gender bedeutet dies, dass Analysen in diesem Bereich Aussagen über die Kultur, für die diese Ergebnisse gewonnen werden, zulassen, da sie bestimmend für die Perzeptionsprozesse sind. In Bezug auf die in dieser Monografie zentral gesetzte Frage der ReSignifizierung von Gender stellt sich hier also die Frage, inwiefern Perzeptionsprozesse für Aspekte der ReSignifizierung relevant gesetzt werden müssen und/oder ob ReSignifizierungen auch ein Mechanismus der Perzeption sind.

Perzeptionsuntersuchungen zu personaler Appellation finden sich heute nur in geringem Ausmaß in der Linguistik verortet, sondern werden stattdessen vor allem im Rahmen der Sozialpsychologie durchgeführt. Ausgehend von einem perspektivisch-pragmatischen Grundverständnis und einem konstruktivistischen Erkenntnisinteresse werden Perzeptionsuntersuchungen zu personaler Appellation hier als wichtiger Baustein einer linguistischen Forschung verstanden, die sich mit den Wechselwirkungen von sprachlichen Handlungen und Wirklichkeitsvorstellungen beschäftigt. Dass dieses Forschungsfeld von der Linguistik nicht als solches behandelt wird, kann auch mit seiner Verbindung zur sprachlichen Relativitätstheorie¹² verbunden sein. Sie spielte in der Linguistik in der

¹⁰ McCONNELL-GINET: 1980.

¹¹ Vgl. auch PALMER: 1996.

¹² Vgl. WHORF: 1956.

zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts nur eine untergeordnete Rolle bzw. wurde lediglich pauschalisierend und undifferenziert rezipiert. Diese verkürzende Rezeption diente auch dazu, Fragen zum Zusammenhang von Sprache und Denken aus der Linguistik ausklammern zu können.¹³ Im Anschluss an seine detaillierte Würdigung der Thesen von Whorf unterscheidet Lehmann¹⁴ drei Formen von Wahrnehmung, die in den Untersuchungen und in der Rezeption der Whorfschen Theorien meistens nicht klar voneinander getrennt wurden und deren Differenzierung auch für eine Analyse der Perzeption personaler Appellation von Relevanz sein kann.

Im Bereich der »Wahrnehmung« muß erstens unterschieden werden zwischen a) einem physikalischen, b) einem neurologisch-physiologischen und c) einem psychologischen Ansatz zu ihrer Beschreibung. Man könnte vereinfachend sagen, daß unter einem physikalischen Gesichtspunkt immer alles und immer alles gleich perzeptiert [sic] wird (darum die sog. »Objektivität« des Farbspektrums), unter einem neurologisch-physiologischen Gesichtspunkt immer alles, jedoch relativ zur menschlichen Wahrnehmungskapazität, und immer alles gleich, jedoch relativ zu den gegebenen Umständen, wahrgenommen wird und unter einem psychologischen Gesichtspunkt nicht immer alles und nicht immer alles gleich sinnlich verarbeitet wird. Man könnte a) deshalb auch als »objektive«, b) als »relativ objektive« und c) als »subjektive« Wahrnehmungskomponenten bezeichnen.¹⁵

Nach Lehmann hat Whorf die linguistische Relativität eindeutig auf die subjektive Wahrnehmungskomponente bezogen, die auch im Rahmen eines konstruktivistischen Sprachverständnisses diejenige ist, die von Bedeutung für eine Analyse der Perzeption von Gender bei personaler Appellation ist.

Lehmann nennt drei Gründe für die Subjektivität der Wahrnehmung, in denen er auch die soziale Kontextualisierung derselben anspricht:

Erstens ganz allgemein aufgrund der Tatsache, dass er [der Wahrnehmungsakt] in erster Linie als psychisches Phänomen zu werten ist, zweitens durch seine situationsbedingte Intentionalität und drittens durch die Möglichkeit unterschiedlicher, habituell entwickelter Sensibilisierungen. Das prinzipielle Zugeständnis einer *relativen, habituellen Subjektivität der Wahrnehmung* lässt aber automatisch die Möglichkeit offen, dass auch Sprachgewohnheiten einen

¹³ Für ausführliche Besprechungen der einseitigen Rezeption, siehe vor allem LUCY: 1992 und LEHMANN: 1998.

¹⁴ LEHMANN: 1998.

¹⁵ Ebd., 106.

– je nachdem unterschiedlich großen – Einfluß auf die verschiedenen Wahrnehmungsbereiche haben könnten.¹⁶

Auch bei Lucy findet sich eine Betonung der habituellen Ebene des Denkens, die er von einer allgemeinen Denkfähigkeit unterscheidet und als bestimmend für konkrete Denkprozesse ansieht.

[...] this study focuses on *habitual thought*, by which is meant everyday, routine ways of attending to objects and events, categorizing them, remembering them, and perhaps even reflecting upon them. [...] the focus on habitual thought contrasts with a concern for »potential« thought, that is, with what a given speaker or group of speakers could conceivably think like or think about in some circumstances. The notion of an abstract underlying thought potential will be avoided, as it is theoretically problematic and bears a very uncertain relationship to any actual behavior. [...] Habitual thought, in the sense intended here, is intermediate in nature, being actually general across behavioral contexts within a culture.¹⁷

Eines der Kennzeichen neuerer Studien zur linguistischen Relativitätshypothese, wie sie bei Lucy¹⁸ und Lehmann zu finden sind, zeichnet sich durch ein differenziertes Umgehen mit dem Konzept Denken aus, welches bei Whorf ebenso angedacht, nicht aber vergleichsweise explizit gemacht worden ist. Die Relevanz dieser expliziten Differenzierung ergibt sich nicht zuletzt auch aus der vereinfachenden Rezeption der Whorfschen These, in der diese verschiedenen Ebenen des Denkens gerade nicht klar auseinandergehalten worden sind. Ziel neuerer Perzeptionsstudien ist es somit festzustellen »[...] whether there is or can be solid empirical evidence *linking* distinctive language patterns to distinctive habitual behavior or belief at the level of the aggregable individual social actors«.¹⁹ In dem vorliegenden Kapitel wird anhand empirischer Untersuchungen gezeigt, welche Konzeptualisierungen habitualisiert bei dem Hören oder Lesen bestimmter personaler Appellationsformen in Bezug auf Gender aufgerufen werden.

Pederson und Nuyts²⁰ mahnen an, dass es in der Diskussion des Zusammenhangs von Sprache und Denken bisher nur relativ wenig um methodologische Fragen gegangen sei. Sie sehen es als unumgänglich an,

¹⁶ Ebd., 109.

¹⁷ LUCY: 1992a, 7.

¹⁸ LUCY: 1992a; 1992b.

¹⁹ LUCY: 1992a, 7.

²⁰ PEDERSON u. NUYTS: 1997.

so viele verschiedene Methoden wie möglich zu verwenden, um dadurch Zugang zu verschiedenen Sprachdaten zu bekommen. Darüber hinaus fordern sie aber die Einbeziehung anderer kognitiver Systeme in die Untersuchung neben Sprache, wie zum Beispiel Gesten, mathematische Kapazitäten und ›Vision‹. Dies verlangt einen interdisziplinären Ansatz und lässt sich am ehesten mit qualitativer Feldforschung als methodisches Rahmenkonzept verwirklichen, in dem verschiedene Methoden zur Anwendung kommen können.

Die Destruktion von Vorurteilen, die produktive Ausweitung von Bedeutungsmöglichkeiten, die permanente Prüfung der Tragfähigkeit einer Auslegung und die theoretische Verdichtung sind zentrale Elemente dieser Art Erkenntnistätigkeit. [...] Es ist die Art, Dinge zu beobachten und etwas in diesen Beobachtungen zu sehen. Interpretative Feldforschung hat daher viel mit einer Forschungshaltung zu tun, die sich nicht vom Vertrauten blenden lässt, alternative Sichtweisen erschließt und nach Neuem sucht. Diese Haltung impliziert die ständige Hinterfragung des Stellenwerts erlangten Wissens und setzt dieses unentwegt neuen Bewährungsproben aus.²¹

Erkenntnistheoretischer Rahmen für diesen methodischen Ansatz sind die Annahmen, dass die Beobachtung der Welt ein Akt sozialer Konstruiertheit ist und die Beteiligung der Forschenden am Wissenschaftsprozess nicht als potentielle Fehlerquelle ausgeklammert werden darf. Die in diesem Kapitel diskutierten empirischen Untersuchungen folgen interpretativer Methodologie und entsprechen einer konstruktivistischen Auffassung. Die vorgenommene empirische Umsetzung ist eine empirische Konsequenz eines konstruktivistischen Ansatzes. Eine zentrale Prämisse für die empirische Forschung ist, dass es nicht um die Erforschung einer Realität geht, sondern um eine Erforschung individueller Konzeptualisierung von Realität und des potentiellen Einflusses, den Sprachgebrauch darauf ausübt, ohne dass von einem autonomen Individuum ausgegangen wird.

Wir können die Welt nicht erkennen, sondern nur erfahren. Was unsere Sinne wahrnehmen, sind nicht die Gegenstände selbst, sondern sind Differenzen, die in unserem Bewußtsein zur Identifikation von Objekten unserer Umwelt beitragen. Von unserer Umwelt erfahren wir nur, daß etwas in unseren sensorischen Erfahrungen einen Unterschied macht und diesen in neuronale Impulsmuster umsetzt. [...] Wir machen uns daher kein Abbild von der Welt, in der wir leben, sondern erschaffen durch aktive Zuwendungen und durch kognitive Verarbeitung von Erfahrungen eine Wirklichkeit in unseren Köpfen als Modell

21 LUEGER: 2000, 12–13.

der Realität. [...] Dabei ist Erkenntnistätigkeit prinzipiell an die körperliche Situiertheit der Menschen gebunden: [...] Aufmerksamkeitsstrukturen, Wahrnehmungsschemata, die Lebenslage als sozialer Erfahrungshorizont sowie die biographische Situiertheit selektieren die Umwelterfassung und legen deren Interpretationen nahe [...].²²

Die Konstruktion von Wirklichkeit vollzieht sich bei den an Kommunikationen Beteiligten als ein aktiver Prozess, der in den entsprechenden empirischen Analysen im vorliegenden Kapitel auf den Zusammenhang der Verwendung bestimmter personaler Appellationsformen und gegenerten Konzeptualisierungen hin befragt wird. Perzeptionsstudien zu personaler Appellation in Bezug auf Genderkonzeptualisierung können in dieser Hinsicht als eine empirisch fundierte Überprüfung der Gültigkeit einer konstruktivistischen Sichtweise angesehen werden.

Die von beobachtenden Menschen aufgebaute Wirklichkeit ist eine, die sie in der Auseinandersetzung mit ihrer Umwelt im Sozialisationsprozeß aufbauen und permanent neu gestalten. Was Menschen als wirklich akzeptieren, folgt etwa einer Reihe von Evidenzkriterien.²³

Dazu zählen sinnliche Wahrnehmungen,²⁴ kognitive Konstruktionen,²⁵ emotionale Erkenntnis und soziale Bestätigung.²⁶ Sinn wird entsprechend in einem sozialen Prozess konstituiert, die Strukturierung des Feldes bildet den Erkenntnisgegenstand. Dies weist zugleich auf die soziale Eingebundenheit von Wahrnehmung in dem individuellen aktiven Konstruktionsprozess hin.

Es wird entsprechend eines konstruktivistischen Grundverständnisses nicht von einer subjektiven Autonomie ausgegangen, sondern Subjekte als Teil sozialer Beziehungen angesehen, die durch sie geprägt werden und ebenso auf sie zurück wirken. Darüber hinaus gibt es bestimmte individuelle Spielräume für das eigene Handeln, die jedoch im Rahmen sozial legitimer und erwartbarer Rahmen verbleiben, um sozial erkenn- und wahrnehmbar zu sein.

Interpretative Analyse steht vor dem Problem, sich mit einem Gegenstandsreich zu befassen, der sich einer Beobachtung nicht unmittelbar präsentiert, sondern sich nur erschließen läßt. Erkenntnisse sind daher Konstruktionen

²² Ebd., 16–17.

²³ Ebd., 18.

²⁴ Was Menschen mit ihren Sinnen wahrnehmen, erleben sie als ›real‹.

²⁵ Menschen schließen von Wahrgenommenem auf Anderes.

²⁶ Nimmt man dasselbe wahr wie andere, fühlt man die eigene Wahrnehmung bestätigt.

aus einer spezifisch wissenschaftlichen Perspektive, die den Erkenntnisgegens-
tand theoretisierend dem Verständnis zugänglich machen.²⁷

Was heißt dies für die Untersuchung der Genderkonzeptualisierung im Kontext personaler Appellation? Sprachdaten, die unter dieser Fragestellung analysiert und ausgewertet werden, geben nicht zuvorderst über die individuellen Sprecher_innen und ihre subjektiven Einstellungen Auskunft, sondern sagen vor allem etwas über die gesellschaftlichen Relevanzstrukturen, genormten Typisierungen und sozial verbindlichen Kategorisierungen aus. Bei der Analyse muss dabei jeweils von individuellen Handlungsspielräumen ausgegangen werden, die jedoch durch die Annahme einer größeren Zahl der das Sprachverhalten beeinflussender Faktoren, wie Alter, eigene Genderidentität, Genderidentität des Gegenübers, Ausbildungsstand, Statusrelationen geprägt ist. Die Orientierung am sozialen Umfeld im eigenen Handeln wird vorausgesetzt.

Das Prinzip der Analyse beruht auf der (Re-)Konstruktion der in einen Text eingegangenen und im Rahmen alltäglicher Lebenspraxis in einem Handlungsfeld konstituierten Beobachtungsschemata und des damit verknüpften kollektiv konstituierten Sinnhorizontes eines Handlungsfeldes. Ohne Rückgriff auf prinzipiell unzugängliche Handlungsintentionen sollen Spekulationen über die Handlungsfolgen und die Dynamik angestellt werden, um die in einem solchen Kontext unter Normalitätsbedingungen erwartbare Prozeßlogik sichtbar zu machen. Es ist klar, daß diese Unterstellungen immer kurzschlüssig sind, weil sie nur auf die von externen Anforderungen geformte soziale Identität rekurrieren und die Variabilität und Individualität faktischen Handelns vernachlässigen. Dieses Problem wird über die Plausibilitäts- und Konsistenzprüfung im Kontrast zu anderen Aussagen bearbeitet, wobei das Forschungsdesign Unterstützung anbieten kann. [...] Solcherart erzeugt die Interpretation sukzessive ein Verständnis über die im Feld vorfindlichen latenten Sinnstrukturen in Form von Sinnhorizonten, Systemlogiken und Kräftefeldern. Auf dieser Grundlage ist zu entscheiden, welches Material zusätzlich nötig ist, um die bisherigen Schlüsse zu prüfen.²⁸

Im Falle von sprachlichen Perzeptionsstudien wird die Anforderung an empirische Überprüfung durch die Gegenüberstellung verschiedener personaler Appellationsformen mit jeweils unterschiedlich stark konventionalisierten Konzeptualisierungen in Bezug auf bestimmte Genderspezifizierungen erfüllt, wie im weiteren Verlauf dieses Kapitels zu sehen ist.

Verstehen ist nicht Kalkulation und Repräsentation von Wissensstrukturen in der Kognition, sondern der Status kognitiver Systeme zu

²⁷ Ebd., 39–40.

²⁸ Ebd., 215.

einem bestimmten Zeitpunkt in Beziehung zu der umgebenden Welt. Das Verstehen einer Äußerung ist von den Faktoren Adressat_in, Interaktionssituation und Intention der Interaktion abhängig und erfolgt entsprechend einer normativen Konzeptualisierung. Daneben spielen weitere Faktoren eine Rolle, die für eine sich ›objektiv‹ verstehende linguistische Theorie Probleme aufwerfen, da sie unzählig sein können und nicht objektivierbar sind. Aus einer konstruktivistischen Sichtweise folgt daraus entsprechend ein situativer Ansatz.

While a theory based upon external linguistic description must account for all of the exceptions, a situational approach, such as the one I described, avoids these problems because possible implicatures are not calculated but exist latently in the relationship between activated conceptual material and the set of possible real-world situations.²⁹

Studien zur Perzeption personaler Appellation in Bezug auf Genderkonzeptualisierung finden sich seit den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts und sind weitgehend auf den US-amerikanischen Raum beschränkt. Ihr Anliegen ist es zunächst gewesen, einen Zusammenhang zwischen der Verwendung bestimmter Appellationsformen und konventionellen Gendervorstellungen aufzuzeigen, um so vor allem feministisch-linguistische Thesen zu einer fehlenden Genderneutralität bestimmter Formen zu untersuchen und auf dieser Grundlage strategische Sprachveränderungsvorschläge aufstellen zu können. Durch die Frage der Perzeption, die mit der Äußerung bestimmter Formen verbunden ist, wurde zugleich der engere Bereich einer Sprachforschung, der von den konkreten Kommunikationssituationen und den darauf bezogenen Konzeptualisierungen bei an der Kommunikation Beteiligten abstrahiert, neu gefasst. Erst im Rahmen pragmatischer und kognitiver Ansätze können entsprechende Fragestellungen auch innerhalb der Linguistik an Relevanz gewinnen. Bis heute werden Fragen der Perzeption aus einem normativen linguistischen Modell an dem ›Rand‹ der Linguistik verortet und vor allem der Psycholinguistik und neuerdings auch der Kognitiven Linguistik³⁰ zugeschrieben. Einer Phase intensiver empirischer Untersuchungen seit Mitte der 70er Jahre des 20. Jahrhunderts für nahezu zehn Jahre im US-amerikanischen Raum folgten nur verhältnismäßig wenige weitere Untersuchungen in größerem Umfang und für unterschiedliche Sprachgruppen. Bis heute

29 ROBINSON: 1997, 265.

30 Vgl. Kapitel 2 und ausführlicher HORNSCHIEDT: 2006a.

handelt es sich um eine Forschungsfrage, die eine weitgehende Vernachlässigung innerhalb der Linguistik erfährt. Auch Braun, Sczesny und Stahlberg weisen darauf hin, dass es im Rahmen einer feministischen Sprachkritik erstaunlich sei,

dass all diese Schritte [gemeint sind hier: feministische Sprachveränderungsstrategien, Anm. d. A.] unternommen wurden, ohne dass ausreichende empirische Erkenntnisse über die Wirkung und Interpretation der kritisierten herkömmlichen Formulierungen und der empfohlenen Alternativen vorlagen.³¹

Dies kann auch in der strukturalistischen und generativistischen Ausrichtung der Linguistik begründet angesehen werden, in der entsprechende Forschungsfragen keine Relevanz besitzen. Eine Fokussierung der Frage eines möglichen Zusammenhangs von Sprachgebrauch und Konzeptualisierungen widerspricht diesem Erkenntnisinteresse. Die Annahme der Relevanz von Perzeptionsuntersuchungen für eine Klärung der durch personale Appellationsformen aufgerufenen Genderkonzeptualisierungen ist gleichzeitig auch eine Kritik an einer strukturalistischen Sprachsicht und unterstreicht die konstituierende Ebene sprachlicher Prozesse für die Konzeptualisierung von Gender.

4.2 Auswertung bisheriger Perzeptionsstudien

Im Folgenden wird ein Überblick über Perzeptionsstudien zum Zusammenhang von sprachlichen personalen Appellationsformen und Genderkonzeptualisierungen gegeben. Ein klares Schwergewicht der empirischen Untersuchung liegt bisher auf einer Erforschung des US-amerikanischen Sprachgebrauchs und dem Verständnis englischer personaler Appellationsformen und hier speziell auf einer Erforschung des pronominalen genderunspezifisierende Appellation intendierenden *he*. Diese Form ist in ihrer konventionalisiert doppelten Funktion als genderunspezifisierende und genderspezifisierend männlich appellierende Form mit dem Schwedischen Personalpronomen *han* vergleichbar, was die Untersuchungen zum Englischen im Kontext der vorliegenden Arbeit in besonderem Maße relevant machen. Eine weitere, nahezu alle Studien betreffende Gemeinsamkeit ist die untersuchte Gruppe: Es handelt sich in der Regel um Student_innen, das heißt einer akademischen Gruppe von Menschen im Alter zwischen 18 und 25 Jahren. Als zweite Zielgruppe

31 BRAUN, SCZESNY u. STAHLBERG: 2002, 77.

sind vor allem Kinder unter der Fragestellung der Genderkonzeptualisierung im Zusammenhang mit dem Gebrauch bestimmter personaler Appellationsformen untersucht worden. Im Folgenden wird eine Gruppierung der Studien nach Methoden und Untersuchungsgegenständen vorgenommen.³² Zuerst werden die Studien besprochen, die sich mit dem Phänomen der Wirkung von personaler Appellationsformen auf der Wortebene befassen, danach diejenigen, die das Phänomen im Kontext der Satzebene betrachten und abschließend diejenigen, die sich mit Texten, die größer als ein Satz sind, befassen. Alle Tests können zusätzlich dahingehend unterschieden werden, ob es sich um Verfahren handelt, in denen die Versuchspersonen selbst mündliche oder schriftliche verbale Antworten als Reaktion auf einen verbalen Input produzieren oder visuell reagieren. Am Ende dieses Kapitels werden die Ergebnisse der Studien unter verschiedenen Gesichtspunkten zusammengefasst und in ihrer Gesamtheit kritisch evaluiert.³³

Es gibt bisher keinen umfassenden, gut strukturierten und neueren Überblick über Perzeptionsstudien zum Zusammenhang von personaler Appellation und Genderkonzeptualisierung. Die vorliegende Diskussion des Forschungsstandes zum Thema versucht einen solchen, möglichst umfassenden Überblick über die bisherige Forschung zu geben. In der Regel handelt es sich um kleinere, meist sozialpsychologisch disziplinär verortete Studien mit klar begrenzten Fragestellungen, die in einschlägigen Fachjournals veröffentlicht sind. Größere Studien im Umfang von Monografien bilden die Ausnahme, was sich auch darin zeigt, dass die Untersuchungen nur kleinere Fragestellungen bearbeiten und dazu in der Regel ein einzelnes Testverfahren oder kleinere Reihen von aufeinander aufbauenden Tests verwenden. Größere und umfassendere Untersuchun-

32 Eine Darstellung sortiert nach Untersuchungsgegenstand, Alter der Versuchspersonen, Sprache wäre ebenso denkbar gewesen. Die in diesem Kapitel vorgenommene Strukturierung der Darstellung erscheint im Kontext des vorliegenden Erkenntnisinteresses am sinnvollsten.

33 Neben den Einzelstudien gibt es eine Reihe von Veröffentlichungen, die Sammelbesprechungen bisheriger Studien bieten (HENLEY: 1989; SILVEIRA: 1980; PAUWELS: 1998; ROMAINE: 1999). Sie werden, soweit klar zuordbar, in den einzelnen der nachfolgenden Unterkapitel mit besprochen und fließen in die Zusammenfassung am Ende dieses Kapitels mit ein.

gen mit einem Methodenmix³⁴ finden sich innerhalb der Linguistik bei Braun³⁵ zum Türkischen.³⁶

4.2.1 Perzeptionsstudien zu einzelnen genusmarkierten, nicht auf Personen appellierenden Wörtern im Hinblick auf Genderkonzeptualisierung

Die Studien, die in diesem Unterkapitel besprochen werden, gehören nicht zum Zentrum des Forschungsinteresses der vorliegenden Untersuchung, da sie sich nicht mit personal appellierenden Wörtern im engeren Sinne befassen. Sie finden Erwähnung, da sie allgemeinere Aussagen über ein Verständnis von Genusmarkierungen in Bezug auf Gender bei Testpersonen zulassen, was vor dem Hintergrund der in der linguistischen Forschung zum Thema vertretenen Relevanz von Genus von besonderem Interesse sind.

Romaine³⁷ erwähnt eine Studie zum Italienischen, deren Quelle sie nicht nennt, und in der die Assoziationen zu italienischen Wörtern, die auf *-o* oder *-a*, die beiden Standardendungen für maskulines und feminines Genus im Italienischen, enden, getestet werden. Die Testpersonen sollen den mit einem bestimmten Wortbildungsmuster gebildeten Neologismen spontan Attribute zuordnen und sie so als ›gut, schlecht, schön, stark oder groß‹ kennzeichnen. Dieselben Testpersonen werden in einer weiteren Aufgabe gebeten, Frauen und Männern dieselben Attribute zuzuordnen. Romaine fasst das Ergebnis der Untersuchung zusammen: »The nonsense words that were feminine in gender were, like women, rated as prettier, smaller, weaker, and better«.³⁸

Diese, und zwei vergleichbare Untersuchungen zu Arabisch und Hebräisch³⁹ zeigen, dass Genuskonnotationen gendergelenkt sein können, auch wenn die Appellationsobjekte keine Menschen sind. Die Genderkonnotationen, die sich zeigen, entsprechen dabei sozialen stereotypen

34 In den Sozialwissenschaften als *Triangulation* bezeichnet.

35 BRAUN: 2000.

36 Vgl. BRAUN: 1998, wo die für die vorliegende Untersuchung wichtigsten empirischen Teile der Monografie von 2000 vorgestellt werden.

37 ROMAINE: 1999.

38 Ebd., 83.

39 Auch hier gibt ROMAINE: 1999 ihre Quellen nicht an.

Gendervorstellungen. Gleichzeitig muss aber gefragt werden, ob durch die Testvorgaben – beispielsweise die oben zitierte Zuordnung zu stereotypen Weiblichkeits- und Männlichkeitsvorstellungen – diese nicht auch erst hergestellt werden. Mindestens jedoch werden stereotype tradierte westliche Genderzuschreibungen in diesen Studien reproduziert. Der Testaufbau muss daher an dieser Stelle kritisch hinterfragt werden.

Köpcke und Zubin⁴⁰ haben deutsche Wörter, die auf *-mut* enden untersucht und festgestellt, dass bei Neubildungen auf *-mut* diese einem Genus zugeordnet werden, welches genderspezifische Assoziationen für das entsprechende Wort weckt. Auch sie stellen für das Deutsche jenseits personaler Appellation einen Zusammenhang von Genus und Gender fest, der letztendlich auf die durchgängige Genderkonzeptualisierung auch jenseits personaler Appellation verweisen könnte. Ähnlich wie bei den von Romaine angeführten Untersuchungen können auch Köpcke und Zubin dahingehend kritisiert werden, dass sie unreflektiert genderstereotype Zuschreibungen mit Gender gleichsetzen und so einer Natürlichkeitsvorstellung von Gender Vorschub leisten. Die jeweiligen Untersuchungen deuten darauf hin, dass stereotype Vorstellungen sprachlich so stark naturalisiert und als so grundlegend von den Sprechenden einer Sprache aufgefasst sein können, dass sie auch auf andere Bereiche als personale Appellation übertragen werden, wozu Genus im heutigen Verständnis in vielen Sprachen eine zentrale Funktion übernimmt.

Die Untersuchung von Tukia und Tukia⁴¹ legt nahe, dass das Vorhandensein von Genuskategorien in einer Sprache, die gleichzeitig auch Genderunterschiede durch Genus ausdrückt, Kinder ihre Genderidentität schneller erwerben lässt, als wenn eine Sprache kein Genus hat. Die von ihnen untersuchten Sprachen sind Hebräisch mit drei Genera, Schwedisch mit zwei, Englisch und Finnisch ohne substantivisches Genus. Die hebräischen Kinder hatten in der Untersuchung mit Abstand als erste eine Idee über ihre Genderidentität.

After the age of 3 years (36 months), however, the other children were superior, which suggests that although grammaticalized distinctions such as gender-

40 KÖPCKE u. ZUBIN: 1984.

41 PÄIVI u. MARK TUKIA: 1988: »Structure linguistique et identification sexuelle chez les enfants de 16 à 42 mois, analyse psychométrique et linguistique pour tester l'hypothèse Sapir-Whorf«. In *Contrastes: La différence sexuelle dans le langage. Acts du colloque ADEC-Université Paris III*. 19–28. Zitiert in ROMAINE: 1999.

specific pronouns may influence early learning, culture provides many other clues even where grammar does not do so.⁴²

Interessant im Zusammenhang dieser Untersuchung ist es darüber hinaus zu fragen, inwiefern eine lexikalisierte Genderspezifizierung im Bereich personalpronominaler Appellation, welches neben dem Hebräischen auch im Englischen und Schwedischen zu finden ist,⁴³ Auswirkungen auf den Erwerb der Genderidentität von Sprechenden haben kann.⁴⁴ Die Art dieser Untersuchung legt indessen nahe, dass Genus automatisch eine Hilfskategorie für die Konzeptualisierung von Gender sein müsse, wenn die Genusmarkierung einer Sprache in dieser Untersuchung bei jungen Kindern als die Genderwahrnehmung beeinflussender Faktor angesehen wird. An dieser Stelle kommt es zu einer Ineinssetzung von Gender und Genus, die auch im vorangegangenen Kapitel kritisiert worden ist. Leider gibt die Untersuchung von Tukia und Tukka keine Antworten auf diese Frage.

Zusammenfassend kann zu den Untersuchungen dieser Gruppe festgehalten werden, dass substantivische Genusspezifikationen bei nicht personal appellierenden Ausdrücken Genderassoziationen hinsichtlich semantischer Wortfeldzuordnungen der entsprechenden Substantive auslösen kann, die auf dem Hintergrund einer vorhandenen Genus-Gender-Relation in den entsprechenden Sprachen geschieht. Gender scheint eine Wirkung auf Genuskonzeptualisierung auszuüben, indem Substantive in Abhängigkeit von ihrem Genus mit Assoziationen verbunden werden, die sozialen Genderstereotypen zu entsprechen scheinen, sofern es in der entsprechenden Zusammenhang auch einen starken konventionalisierten und lexikalisierten Zusammenhang zwischen Genus und Gender gibt. Diese Ergebnisse werden hier nicht so interpretiert, wie Grimm⁴⁵ dies getan hat, wenn er Genus eine eigene Genderdimension zugesprochen hat.⁴⁶ Vielmehr können sie darauf hin deuten, dass Genus

42 ROMANE: 1999, 84.

43 Vgl. HORNSCHIEDT: 2006a für eine entsprechende Analyse des Schwedischen.

44 Wie in den meisten theoretischen und sprachsystematisch angelegten Arbeiten zu Genus in verschiedenen Sprachen, in denen es um sprachliche Genderspezifizierung geht, wird der Aspekt des pronominalen Genderspezifizierung nicht ausreichend als eigenständiges und gesondertes Phänomen beachtet. Vgl. eine entsprechende Kritik in den Kapiteln 4 und 5.

45 GRIMM: 1831.

46 Vgl. Kapitel 2.

bei einem Verlust anderer kommunikativer Funktionen zunehmend als ein sprachliches Mittel der Genderspezifizierung verwendet werden kann und gleichzeitig die Konzeptualisierung von Menschen nach Gender als eine so grundlegende Konzeptualisierung aufgefasst wird, dass diese auf andere Bereiche übertragen wird. Die Ergebnisse dieser Untersuchungen zeigen einhellig die herausragende Rolle, die Gender in der Alltagswahrnehmung spielt.

4.2.2 Perzeptionsstudien zu einzelnen, auf Personen appellierenden Wörtern im Hinblick auf Genderkonzeptualisierung

Batliner⁴⁷ konzentriert sich in seiner aus zwei Testverfahren bestehenden Studie auf die semantische Interpretation des Wortes [Mensch] im Deutschen, Englischen, Schwedischen und Dänischen mit seiner jeweiligen anaphorischen pronominalen Wiederaufnahme, die für die vier Sprachen verschieden ist.⁴⁸ Er will mit seiner Untersuchung einen Beitrag zu der Frage leisten, ob das Verhältnis zwischen Genus und Gender, in seiner Untersuchung als ›natürliches Geschlecht‹ bezeichnet, arbiträr ist oder ob Genus benutzt wird, um ›natürliches Geschlecht‹ anzudeuten bzw. zu signalisieren, ob es also eine Beziehung zwischen Genus und Gender gibt.⁴⁹ Dazu hat er insgesamt 114 Muttersprachler_innen, verteilt auf die vier Sprachen und alle jünger als 35 Jahre und Linguistik-Student_innen, getestet. Im ersten Test haben die Versuchspersonen jeweils sechs Sätze gelesen, die inhaltlich möglichst äquivalent sein sollten. Die Testpersonen sind gefragt worden, inwiefern sie die Sätze akzeptabel finden oder nicht, was sie mit Hilfe einer Fünfer-Skala bewerten sollten. Es gab kein Zeitlimit für das Ausfüllen der Testbögen. In den Sätzen ist das Wort [Mensch] durch den Kontext zu den Bedeutungen ›Mann‹, ›Frau‹ oder ›Mensch‹ desambiguiert worden. Für den ersten Test hält Batliner folgende Ergebnisse fest:

47 BATLINER: 1984. BATLINER: 1985 ist mit BATLINER: 1984 identisch.

48 Deutsch: *Mensch*, mask. – *er*, mask.; englisch: *man*, genuslos – *he*; schwedisch *människa*, utrum – *hon*; dänisch *menneske*, utrum – *det*, utrum.

49 Im Gegensatz zu der in dieser Arbeit vertretenen Strategie ordnet Batliner im Falle des Schwedischen beispielsweise dem Pronomen *hon* Genus femininum zu.

- Die Lexeme können semantisch oder syntaktisch von den Versuchspersonen interpretiert werden; diese tendieren durchweg zu einer semantischen Interpretation.
- Der Grad an Konservatismus, welcher zuvor abgefragt worden ist, und die eigene Genderidentität der Testpersonen haben keinen Einfluss auf die Testergebnisse.
- Das anaphorische Pronomen *hon* im Schwedischen wird von den Testpersonen als weniger genderunspezifisch als das Dänische *det* und das Deutsche *er* interpretiert.

Der zweite Test ist nur zum Deutschen durchgeführt worden. Im Unterschied zum ersten Test wurden den Versuchspersonen statt der gendermäßig eindeutig zu interpretierenden Sätze verschiedene Sätze gegeben, und es wurde wiederum nach der Akzeptabilität dieser Sätze gefragt. Aufgrund dieses detaillierteren Tests kommt Batliner zu dem Ergebnis, dass im Deutschen die getesteten personalen Appellationsformen vornehmlich semantisch interpretiert werden, indem sie nicht genderneutral, sondern genderspezifizierend verstanden werden.

An Batliners Testverfahren wird im Kontext der vorliegenden Arbeit jedoch folgendes kritisiert:

- Es ist kein Produktions- und kein Verstehenstest durchgeführt worden, sondern die Versuchspersonen sind in ihrer grammatischen Kompetenz angesprochen worden, das heißt es kann gut sein, dass sie Antworten gegeben haben, die eher einer internalisierten Norm als ihrem Sprachgebrauch und -gefühl entsprechen.
- Die Rolle des Kontextes und die Assoziationen der Versuchspersonen sind nicht in Betracht gezogen worden.
- Die Versuchspersonen sind nach ihren Urteilen über die Grammatikalität von Sätzen befragt worden; zusätzlich handelt es sich um Linguistik-Studierende, das heißt sie haben vermutlich ein relativ großes Normwissen internalisiert; die Aufgabenstellung verstärkt die Fokussierung auf grammatische Normen nochmals.

Insgesamt ist fraglich, ob die Art des Testverfahrens, die Abfrage der grammatischen Akzeptanz von konventionalisiert genderspezifizierenden Sätzen, Ergebnisse über die potentielle genderunspezifisierende Leistung von einzelnen personalen Appellationsformen, zulässt. Gekoppelt mit der Fragestellung und der Versuchsgruppe wird die Studie als nicht wissenschaftlich fundiert und ihre Ergebnisse somit als nicht verlässlich gewertet. Das Interessante an ihr ist der sprachkontrastive Vergleich. Jedoch

sind allgemeinere Aussagen über das Wirkungsverhältnis von Genus in Bezug auf Gender auch ausgehend von dem begrenzten Sprachkorpus, es handelt sich um die Betrachtung eines einzelnen Substantivs mit anaphorischer pronominaler Wiederaufnahme, als fragwürdig einzuschätzen.

4.2.3 Perzeptionsstudien zur Wirkung von konventionalisiert genderspezifizierenden und genderunspezifizierenden einzelnen Sätzen auf die mündliche und schriftliche Sprachproduktion von Versuchspersonen bezogen auf Gender

Die zu diesem Teilaspekt durchgeführten Studien untersuchen hauptsächlich das US-amerikanische Englisch und zum größten Teil Student_innen, das heißt Angehörige der akademischen Mittelschicht, im Alter zwischen 20 bis 25 Jahren. Die Repräsentativität dieser Untersuchungen über diese Alters- und Berufsgruppe hinaus kann hinterfragt werden. Alle entsprechenden Testverfahren, die sich mit der Wirkung von Sätzen auf Konzeptualisierungsprozesse befassen, gehen auf Moulton et al.⁵⁰ sowie Martyna⁵¹ zurück. Im Folgenden werden sowohl diese frühen Studien als auch wichtige Nachfolgestudien diskutiert. Am Ende des Unterkapitels wird eine kurze Zusammenfassung der Studien im Vergleich mit Hinblick auf ihre Ergebnisse gegeben.

Martyna zeigt in ihrer Untersuchung zum US-amerikanischen Englisch den Testpersonen genderunspezifisch intendierte Sätze mit den Formen *he*, *they* oder *he or she* und im Anschluss daran Bilder mit konventionalisiert zu erkennenden prototypischen fotografischen Abbildungen von Frauen oder Männern. Die Testpersonen wurden gebeten, eine schnelle spontane Entscheidung treffen, ob die Sätze zu den gezeigten Bildern passen. Durch die Schnelligkeit des Tests sollen die spontanen Antworten der Testpersonen herausgefunden werden, die nicht durch ein Nachdenken über soziale Erwartungen ›verfälscht‹ sein sollen. Wenn die Form *he* genderunspezifisch benutzt worden ist, ordnen die Testpersonen spontan in 25 % der Fälle keine stereotyp weibliche Abbildung zu. In einem weiteren Experiment fordert Martyna die Testpersonen auf, Namen aus einer Liste zu genderunspezifisch intendierten Sätzen, die den Testpersonen vorher gegeben worden sind, auszuwählen. Bei Sätzen mit

⁵⁰ MOULTON et al.: 1978.

⁵¹ MARTYNA: 1980.

genderunspezififizierendem *he* wurde zu 88 % ein männlicher Name ausgewählt, bei der Form *he or she* zu 67 %, was daraufhin deutet, dass die Wahl der Sprachform einen Einfluss auf die Genderkonzeptualisierung hat. Wenngleich die Studie von Martyna eine Reihe methodischer Probleme aufweist, was das Setting der Experimente und die Auswahl der Testpersonen betrifft, ist ihre Untersuchung sowie auch deren Ergebnisse richtungsweisend für spätere Untersuchungen geworden.

Moulton et al. haben für ihre Untersuchung zum US-amerikanischen Englisch 226 männliche und 264 weibliche Student_innen in sechs unterschiedlichen Gruppen dazu aufgefordert, eine Geschichte über eine fiktive Person, die nicht sie selbst sein soll, zu schreiben. In den Aufforderungssätzen zu den Geschichten haben sie die genderunspezififizierende pronominale Appellationsform variiert: in zwei Fällen war es eine konventionalisiert genderspezififizierend männlich appellierende Form, in zwei die neutrale Pluralform⁵² und in zwei Fällen die gesplittete Form *his or her*. Die eine Geschichte war betont genderneutral in der Art der sprachlichen Darstellung intendiert,⁵³ die andere lässt auf Grund der gewählten Inhalte und der verwendeten Wörter, die in der Regel mit Frauen assoziiert werden, gewisse genderspezififizierend weibliche Assoziationen erwarten.⁵⁴ Nach dem Schreiben der Geschichte sind die Versuchspersonen dazu aufgefordert worden, der Protagonistin bzw. dem Protagonisten einen Namen zu geben, falls sie dies im Laufe ihrer Geschichte noch nicht getan haben. Damit soll die Möglichkeit der Feststellung durch die Forschenden, ob es sich bei den Geschichten um eine Frau oder einen Mann handelt, erhöht werden. Sie kommen zu dem Ergebnis, dass die verwendete pronominale Form zusammen mit dem unterschiedlichen Kontext und der eigenen Genderwahrnehmung der Testpersonen die Wahl der Protagonistin bzw. des Protagonisten für die eigene geschriebene Geschichte beeinflusst. Folgende darüber hinausgehende Ergebnisse hat die Untersuchung ergeben:

- Schon in dieser frühen Studie wird ein Ergebnis deutlich, welches sich auch durch alle nachfolgenden Studien zieht: Die eigene Gender-

⁵² Es handelt sich um die Form *their* in diesem Fall.

⁵³ Sie beginnt mit: »In a large coeducational institution the average student will feel isolated in [] introductory courses.«

⁵⁴ Sie beginnt mit: »Most people are concerned with appearance. Each person knows when [] appearance is unattractive.«

identifikation spielt für die Konzeptualisierung einer konventionalisiert ausschließlich genderunspezifisierenden personalen Appellationsform eine signifikante Rolle: Frauen stellen sich bei allen konkreten sprachlichen Formen und allen Kontexten immer und signifikant häufiger eine Frau, als Männer dies in der jeweiligen Situation tun, vor.

- Die konventionalisiert genderspezifisierend männliche appellierende Form *he* bzw. *his* wird von allen Testpersonen und in allen Kontexten signifikant häufiger als auf einen Mann bezogen als sowohl die Pluralformen *they*, *their* als auch die Doppelform *he or she*, *his or her* aufgefasst. Bis auf eine Ausnahme ist in allen Merkmalskombinationen zudem die Doppelform signifikant häufiger als die Pluralform mit der konkreten Vorstellung von einer Frau als Protagonistin in dem Schreiben der Geschichten verbunden.

Die Untersuchung von Moulton et al. kommt zu dem Gesamtergebnis, dass es einen Unterschied in der nachfolgenden Sprachproduktion von Testpersonen macht, ob als pronominale Appellationsform auf eine Person ohne Genderspezifisierung eine konventionalisiert auch männlich appellierende, eine Plural- oder eine Doppelform verwendet wird. Dieses Ergebnis bedeutet jedoch nicht zwingend, dass die konventionalisiert auch männlich appellierende Form nicht genderunspezifisierend verstanden werden kann. Moulton et al. haben die Versuchspersonen durch die Art ihrer Fragestellung zugleich zu einer genderspezifisierenden Vorstellung gezwungen: Sie sollten sich eine konkrete Person vorstellen, über die sie eine Geschichte schreiben. Ihre Formulierung »[o]ur experiment demonstrated that even when a context is clearly specified as gender-neutral [...], male terms used ›neutrally‹ induce people to think of males«⁵⁵ muss um den Zusatz ergänzt werden, dass dies dann der Fall ist, wenn sie sich eine konkrete Person vorstellen sollen und dadurch gezwungen sind, die möglicherweise genderunspezifisierend intendierte personale Appellationsform genderspezifisierend zu interpretieren. Ihr Ergebnis ist folglich nicht, dass die konventionalisiert auch genderspezifisierend männlich appellierende Form nicht nicht-genderunspezifisierend ist, sondern dass sie in potentiell genderunspezifisierenden Texten/Sätzen in Abhängigkeit von sowohl der Gendermarkiertheit des Kontextes als auch der eigenen Genderidentifikation der Versuchspersonen eher eine Assoziation auf männliches als auf weibliches Gender weckt.

55 MOULTON et al.: 1978, 1035.

Hyde⁵⁶ führt eine modifizierte Version des von Moulton et al. durchgeführten Tests zum US-amerikanischen Englisch durch. Sie bittet 186 Kinder⁵⁷ und eine Vergleichsgruppe 124 Studierender, mündlich eine Geschichte zu erzählen, nachdem sie, vergleichbar mit Moulton et al., einen Satz vorgelesen bekommen haben, der als genderunspezifisierende Appellation *he*, *he or she* oder *they* enthält. Darüber hinaus sollen sie einen Lückentest ausfüllen und werden explizit dazu interviewt, was sie über den genderneutralen Gebrauch des Pronomens *he* wissen. In einer zweiten Stufe wird mit den Kindern der dritten und fünften Klasse ein weiterer Test durchgeführt. Die Pronomina des ersten wurden um *she* als Möglichkeit der pronominalen Wiederaufnahme ergänzt, alle beziehen sich auf den fiktionalen Beruf *wudgemaker*, und die Kinder sollen wieder Geschichten zu dem vorgetragenen Satz erfinden. Vergleichbar mit den Ergebnissen von Moulton et al. können dieselben Tendenzen auch für die Kinder und ihre mündlichen und dadurch vermutlich spontaneren Geschichten festgestellt werden. Die Kinder der zweiten Teststufe werden nach ihren Geschichten gefragt, ob sie glauben, dass eine Frau den Beruf *wudgemaker* ausüben könne. Darauf antworten die Kinder in signifikanter Abhängigkeit von dem verwendeten Pronomen: Am wenigsten gut können sie sich dies bei *he* vorstellen, am besten bei *she*; *they* und *he or she* liegen in der Einschätzung der Kinder genau dazwischen. Dieses Ergebnis zeigt deutlicher als die Frage nach den konkreten, personengebundenen Geschichten den Einfluss, den konventionalisiert sowohl genderspezifisierend männlich wie genderunspezifisierend appellierende personale Formen für die Konzeptualisierung der Lesenden und Hörenden haben können. Problematisch an der Untersuchung von Hyde ist ihre direkte Nachfrage nach dem bewussten Wissen über den genderunspezifisierenden Gebrauch des Pronomens *he*, da eine Beantwortung dieser Frage über das Bewusstsein läuft und am ehesten Normwissen evoziert, nicht aber unbedingt etwas zu den dahinter liegenden unbewussten Einstellungen und Konzeptualisierungen.

Switzer⁵⁸ verwendet in seiner Studie zum US-amerikanischen Englisch ebenfalls ein an Moulton et al. angelehntes Testverfahren, um 471

56 HYDE: 1984.

57 Die Kinder sind in der ersten, dritten und fünften Klasse.

58 SWITZER: 1990.

Kinder⁵⁹ zu testen, welches in dieser Studie aber um eine entscheidende Komponente ergänzt wird. Den Kindern bzw. Studierenden werden die Anfänge von jeweils altersgerechten Geschichten vorgelesen, in denen entweder die pronominalen Formen *he*, *he or she*, *they* oder stattdessen die substantivische Wiederaufnahme mit *student* verwendet werden. Die Kinder und Studierenden werden aufgefordert, die Geschichte zu Ende zu erzählen oder zu schreiben, sie werden also nicht durch die Aufgabenstellung dazu gebracht, eine spezifische Genderkonzeptualisierung zu entwickeln oder zu artikulieren, es kann auch sein, dass sie den Text personenunspezifisch und eventuell auch genderunspezifisierend zu Ende führen. Die Hypothesen, die Switzer aufgestellt hat, entsprechen den Ergebnissen der beiden zuvor vorgestellten Studien von Moulton et al. und Hyde. Zusätzlich dazu interessiert sich Switzer dafür, ob es zwischen den Genderspezifizierungen der Kinder der ersten und denen der siebten Klasse, die in der beginnenden Adoleszenz sind, Unterschiede gibt. Die Studie kommt zu dem Ergebnis, dass bei den Kindern der ersten Klasse die pronominalen Doppelformen keine signifikanten Ergebnisse hinsichtlich der Konkretisierung der fiktionalen Person hin zu einer höheren Genderausgewogenheit festgestellt werden können: 67,9 % der Jungen der ersten und 91 % der Jungen der siebten Klasse stellen sich einen Jungen in dieser Bedingung vor; die Tendenz ist mit einer immer stärkeren eigenen sozialen Genderidentität bei den Jungen mit zunehmendem Alter steigend; bei dem Mädchen ist die Tendenz genau umgekehrt: 79,3 % der Mädchen der ersten, aber nur noch 56,8 % der Mädchen der siebten Klasse stellen sich bei der Doppelform ein Mädchen vor; in diesem Fall ist die Tendenz also fallend. Bei den Mädchen führt die Doppelform mit zunehmendem Alter zu einer ausgewogeneren Vorstellung, bei den Jungen nicht, was vor dem Hintergrund anderer Möglichkeiten gegenderter Identifikation in der Gesellschaft für Jungen und Mädchen gelesen werden kann. Im Gegensatz zu den früheren vergleichbaren Untersuchungen geht Switzer von der Möglichkeit der inklusiven Konzeptualisierung aus. Diese sieht er in dem Fall als gegeben an, wenn die Versuchspersonen entweder weiter pronominale Doppel- oder Pluralformen verwenden, auf Pronomina und Namensnennungen verzichten oder Namen geben, die sowohl eine Frau als auch einen Mann bezeich-

59 Es handelt sich um 225 in der ersten Klasse, 246 in der siebten Klasse, 233 Mädchen und 238 Jungen.

nen können. Bei dieser Zusammenstellung handelt es sich jedoch um jeweils verschiedene Konzeptualisierungsleistungen: Während es sich bei der konkreten Benennung einer Person mit einem gendermäßig nicht klar zuordbaren Namen um die Individualisierung oder Konkretisierung eines unspezifischen und unkonkreten Textbeginns handelt, dem eine potentiell genderspezifizierende Konzeptualisierung zu Grunde liegen kann,⁶⁰ ist die Weiterführung des Texts mit pronominalen Doppel- oder Pluralformen oder der Verzicht auf eine Konkretisierung eine potentiell genderunspezifizierende Appellationsleistung. Aber auch in diesem Fall kann es natürlich sein, dass die Testpersonen versucht haben, sich stilistisch möglichst eng an den Beginn des vorgelesenen Textes anzulehnen und aus diesem Grund die Doppel- oder Pluralformen beibehalten haben, ohne dass dies Aufschluss über die spontanen Genderkonzeptualisierungen der Versuchspersonen auf der Grundlage dieses Texts zeigen muss. Den Versuch der Erweiterung der sprachlichen Handlungsmöglichkeiten für die Testpersonen, den Switzer mit diesem Testaufbau versucht, wird als sinnvoll angesehen, wobei den klaren und eindeutigen Schlussfolgerungen, die Switzer daraus zieht, aus den oben angeführten Gründen nicht vorbehaltlos zugestimmt wird. Bezogen auf die pronominale Pluralform und die pronominale Doppelform kommt Switzer zu dem Ergebnis, dass die Doppelform eher genderspezifizierende Assoziationen weckt, wohingegen bei Textanfängen mit der Pluralform die Versuchspersonen diese eher beibehalten und nicht zu konventionell genderspezifizierenden Formen wechseln. Im Sinne einer so verstandenen Generizität – nicht als potentiell gleiche Häufigkeit der Vorstellung von Frauen und Männern, sondern als genderunspezifizierende Konzeptualisierung – wäre die Pluralform demnach für die untersuchten Gruppen und in diesen Textformen und -situationen die geeignetere.

McMinn et al.⁶¹ versuchen mit ihrer Studie zum US-amerikanischen Englisch festzustellen, welche Pronomina Versuchspersonen in ihren Antworten auf genderunspezifizierend formulierte Fragen benutzen und die Häufigkeit der genderspezifizierenden Wiederaufnahmen mit Faktoren sozialer Einstellungen der Versuchspersonen zu korrelieren. Dazu be-

60 In diesem Zusammenhang ist es zentral festzuhalten, dass keine bisherige Untersuchung die Möglichkeit der genderunspezifizierenden Konzeptualisierung einer konkreten Person andeutet.

61 McMINN et al.: 1990.

kommen 42 Studierende⁶² im ersten Testverfahren eine Frage dazu gestellt, was eine Person mit einer bestimmten Funktion in einer bestimmten Situation als erstes tun solle. Die Antworten sollen die Versuchspersonen schriftlich formulieren. Sie werden darauf hin analysiert, welche Pronomina verwendet worden sind. Zwei Wochen später wurden die Personen gebeten, einen Fragebogen auszufüllen, der Einblick in die eigenen Lebensumstände und Einstellungen geben soll. Diese Teilstudie zeigt, dass diejenigen, die ambige pronominale Formen wie die Form *he* vermeiden, auch weniger traditionelle Genderrollenvorstellungen als diejenigen äußern, die *he* genderunspezifisierend benutzen. In einem zweiten Testschritt werden 105 Studierenden⁶³ mehrere Fragen gestellt, wie dies im ersten Testschritt bereits getan wurde, zu denen sie schriftliche Äußerungen produzieren sollen. Danach werden die Testpersonen in Einzelinterviews wiederum mit ähnlichen Fragen konfrontiert, zu denen sie sich diesmal mündlich äußern sollen. Dabei zeigt sich, dass in der mündlichen Situation signifikant mehr Testpersonen (ca. 30 %) *he* in genderunspezifisierender Funktion vermieden haben als in der schriftlichen (etwas weniger als 15 %). In der Studie werden keine Aussagen zur eigenen Genderidentität der Interviewenden gemacht, was ein möglicher Einflussfaktor für dieses Ergebnis sein könnte.

Gastil⁶⁴ will mit seiner Studie die Frage beantworten, ob die genderunspezifisierende Verwendung von *he* im US-amerikanischen Englisch in unzusammenhängenden Sätzen eine überdurchschnittlich hohe Zahl von Bildern und Assoziationen von Männern bei Testpersonen hervorruft. Die 93 Testpersonen⁶⁵ bekommen sechs forschungsrelevante Sätze gemischt mit sechs nicht forschungsrelevanten Sätzen vorgelegt, die sie laut lesen und dann auf einen Cassettenrekorder ihre bei dem Satz aufkommenden Bilder laut äußern sollen. Die Sätze variieren hinsichtlich der darin vorkommenden Pronomina: *he*, *he/she*, *they*. Danach haben die Testpersonen vier Fragen zu beantworten, die immer spezifischer auf Gender anspielen. Die letzte Frage, die sie gestellt bekommen, ist, ob sie sich bei den zwölf Sätzen daran erinnern können, ob die visualisierte Person weiblich oder männlich war, ob das Gender keine Rolle spielte

62 Es handelt sich um 26 Frauen und 16 Männer.

63 Es handelt sich um 57 Frauen und 48 Männer.

64 GASTIL: 1990.

65 Es handelt sich um 48 Frauen und 45 Männer.

oder ob Personen beider Gender visualisiert worden sind. Im Anschluss daran führen die Testpersonen noch schriftlich einen genormten Test zur Vorstellungsfähigkeit und einen zur Skalierung von Genderrollenstereotypen aus. Gastils Ergebnisse bestätigen die vorhergehenden Studien:

- Die Form *he* ruft mehr Vorstellungen von Männern als die Formen *he/she* und *they* hervor.
- Frauen haben insgesamt weniger Assoziationen von Männern als Männer.
- Vorstellungen, in denen Personen beider Gender visualisiert werden, treten weder bei Frauen noch bei Männern bei *he* auf, bei Frauen häufiger als bei Männern bei *he/she* (bei Männern zeigte sich hier kein Unterschied zu den Sätzen mit *he*) und bei beiden gleich häufig bei Sätzen mit *they*.
- Die Form *they* gibt Frauen in die größte Möglichkeit, sich eine Person der eigenen Genderidentität vorzustellen; Männer stellen sich bei der Form *they* ebenso viele gemischt-gegenderte wie männliche Bilder vor. Die Anzahl der Bilder von Frauen für Männer ist in allen Variationen gering.
- Gastils Gesamtergebnis ist es, dass die konventionalisiert genderunspezifisierende Verwendung von *he* im US-amerikanischen Englisch für Studierende aus dem Mittleren Westen mit US-amerikanisch-europäischem Hintergrund die am wenigsten genderunspezifisierende Form von den drei untersuchten Formen ist und die Form *he* einen ›male bias‹ besitzt.

Alle Studien dieser Gruppe kommen in unterschiedlichen Testsituationen zu dem übereinstimmenden Ergebnis, dass für das US-amerikanische Englisch die pronominale Form *he* als pseudo-genderunspezifisierende Wiederaufnahmeform eine genderspezifisierend männliche Vorstellung unterstützt, vergleicht man ihre Wirkung mit der von *he or she*, *he/she* und *they* in identischen Testsituationen. Dieses Ergebnis trifft sowohl zu, wenn die Testpersonen entsprechende Sätze lesen als auch hören, sowohl, wenn sie mündlich als auch schriftlich darauf reagieren sollen, sowohl in Aufgabenstellungen, die eine Konkretisierung der genderunspezifisierenden Nennung auf eine bestimmte Person hin fordern als auch in Testaufgaben, in denen die Testpersonen die Wahl haben, generisch in ihrer Appellation zu bleiben oder konkret zu werden, unabhängig davon, ob es sich um Kinder, Jugendliche oder Studierende der Altersgruppe bis 25 Jahre handelt. Ebenfalls identisch in allen Untersuchungen

ist das Ergebnis, dass Frauen und Mädchen in fast allen Variationen der pronominalen Wiederaufnahmeform, besonders stark aber bei Doppelformen und Pluralformen, immer jeweils in Relation zu den vergleichbaren Ergebnissen für Männer, signifikant häufiger Frauen visualisieren oder konkretisieren als Männer. Auch Rummler⁶⁶ kommt in ihrer kleinen Untersuchung von 15 deutschsprachigen Grundschulkindern zu dem Ergebnis, dass die verwendete substantivische maskuline Form überwiegend Bilder von Männern bei den Kindern evoziert. Heise⁶⁷ zeigt in einer Untersuchung, in der sie substantivische Maskulinformen mit Binnen-I-Formen, Schrägstrichformen und genderunspezifisierenden Substantiven mit 150 deutschsprachigen Student_innen untersucht hat, dass die maskuline Form die höchste Anzahl an männlichen Konkretisierungen hervorruft, wohingegen die Binnen-I-Variante zu deutlich höheren Konzeptualisierungen von Weiblichkeit führt.

Frank⁶⁸ fasst die Ergebnisse einzelner Studien zur genderunspezifisierenden Verwendung konventionalisiert genderspezifisierend männlich appellierender personaler Formen zusammen:

Frauen generell (und nicht nur einige paranoide Feministinnen) fühlen sich durch maskuline Formen häufig nicht identifiziert, während sich umgekehrt Männer nicht nur als Gattungsmittglied angesprochen fühlen, sondern (auf Kosten der Frauen) exklusiv in ihrer Eigenschaft als Mann. [...] Der Mann wird als Referent spontan und unmittelbar assoziiert, während die Überlegung, daß möglicherweise auch auf eine Frau referiert wird bzw. referiert werden müßte, ein Nachdenken voraussetzt. Offenbar ist jedoch das spontane, unmittelbare Verständnis zumeist definitiv und wird nur ausnahmsweise im Nachdenken revidiert oder erweitert.⁶⁹

Dieser männliche Bias ist Personen in der Regel nicht bewusst, sondern Teil einer hegemonialen gesellschaftlichen Genderordnung, die sich auf diese Weise immer wieder reproduziert. Es ist davon auszugehen, dass ein männlicher Bias als ein Normalzustand aufgefasst wird und nicht als eine gegenderte Assymetrie der Wahrnehmung.⁷⁰

66 RUMMLER: 1995.

67 HEISE: 2000.

68 FRANK: 1992.

69 Ebd., 134.

70 Vgl. auch HORNSCHIEDT: 2006a, wo diese These auch in Bezug auf Argumentationen wider feministische Sprachveränderungen diskutiert worden ist.

Einzelne Teilergebnisse der oben besprochenen Studien deuten zudem darauf hin, dass bei der Vorstellung von konkreten genderspezifizierten Menschen das Alter⁷¹ und die politischen Einstellung eine zusätzliche Rolle für die Genderkonzeptualisierung spielen.

4.2.4 Perzeptionsstudien zu selbstgewählten genderspezifizierenden gegenüber genderunspezifizierenden Pronomina in Lückentexten

Hamilton⁷² untersucht, inwiefern die Produktion unterschiedlicher, genderunspezifizierend intendierter pronominaler Formen im US-amerikanischen Englisch von Testpersonen Einfluss auf ihre Gendervorstellungen jenseits der bewussten Einstellung, dass Frauen und Männer gleichermaßen mitgemeint sind, hat. Dazu lässt sie 120 Studierende⁷³ Lückentests ausfüllen. Danach fragt sie die Testpersonen, ihre bildlichen Vorstellungen zu dem so eben ausgefüllten Lückentest zu äußern und den Personen, die sie bei den einzelnen Sätzen visualisiert haben, Vornamen zu geben. Die Hälfte der Testpersonen hat die Aufgabe bekommen, die Sätze in einem formellen, traditionellen, akademischen Stil zu ergänzen, die andere Hälfte in einen modernen, informellen, nicht- oder halböffentlichen Stil.⁷⁴ Dem liegt die Annahme zu Grunde, dass die erste Stilcharakterisierung eher genderunspezifizierende Verwendungen genderspezifizierend männlich appellierender personaler Formen evozieren würde, die zweite eher Doppel- oder Pluralformen.⁷⁵

⁷¹ Es zeigen sich Unterschiede zwischen Kindheit, Jugend und erwachsenem Alter.

⁷² HAMILTON: 1988.

⁷³ Es handelt sich um 60 Frauen und 60 Männer.

⁷⁴ In HAMILTONS: 1988 Worten: *relaxed and casual style*.

⁷⁵ Die Vorannahme der Autorin, die beiden Stilsorten seien mit einem spezifischen Gebrauch von pronominalen Formen gekoppelt, wird in der vorliegenden Arbeit nicht geteilt. Ende der 80er Jahre gab es in den USA bereits eine Reihe einschlägiger Richtlinien in verschiedenen Institutionen und Einrichtungen, insbesondere Universitäten und Verlage, die auch dazu führen könnten, dass gerade in einem Stil, der als formell und akademisch charakterisiert wird, der Gebrauch von Doppel- oder Pluralformen von den Testpersonen, die selbst an der Universität studieren und mit den Gepflogenheiten von entsprechenden Sprachregelungen vertraut sind, verwendet wird. Da diese Frage von Hamilton im weiteren Verlauf der Studie nicht mehr angesprochen wird, scheint sie nicht von größerer Relevanz gewesen zu sein.

Ihr zusammenfassendes Ergebnis für das gesamte Korpus ist, dass Frauen bei den bildlichen Vorstellungen der Textproduzierenden zweimal so häufig aus- wie eingeschlossen sind und männliche Vornamen 2,5mal so häufig wie weibliche gegeben werden. Hamilton sieht ihre These bestätigt, dass auch der eigene genderunspezifisierende Gebrauch gleichzeitig genderspezifisierend männlich appellierender Formen die eigene Konzeptualisierung hin zu einem männlichen Bias beeinflusst – und nicht nur von Anderen geäußerte oder geschriebene Texte einen solchen Einfluss auf die Konzeptualisierung haben. Den männlichen Bias sieht sie als unabhängig davon, welche Voreinstellungen die Sprachproduzierenden haben, welchen bewussten Standpunkt sie also einnehmen, als gegeben an.

Scheeler und Gauler⁷⁶ haben, um festzustellen, ob der genderunspezifisierende Gebrauch maskuliner Pronomina im Deutschen genderunspezifisierend ist, einen zweistufigen Test durchgeführt. Im ersten Test haben 546 Personen⁷⁷ Lückensätze mittels spontaner Einsetzungen sinnvoll komplettiert. Es sind zwei unterschiedliche Ausgangssätze ausgewählt worden, wodurch viele verschiedene Formulierungsvarianten möglich gemacht werden sollten.

Im zweiten Test werden 291 Testpersonen⁷⁸ für dasselbe Setting verschiedene Einsetzmöglichkeiten in einem Multiple-Choice-Verfahren vorgegeben, um die Schwächen des ersten Tests aus Sicht der Autorinnen zu beheben. Bei einer Ergänzung der Ergebnisse des ersten mit dem zweiten Test soll sich durch die so hergestellte Spezifizierung der Bewertungskriterien für die Nicht-Benachteiligung von Frauen eine empirisch fundiertere Entscheidung darüber treffen lassen, welche Formulierungsvarianten als potentiell benachteiligend oder nicht-benachteiligend klassifiziert werden können. Jeder Versuchsperson werden zwei Formulierungsvarianten analog zum Versuch in Test 1 sowie zwei unthematische Sätze, die ebenfalls bereits in Studie 1 verwendet worden sind, vorgelegt. Unter dem Lückensatz steht jeweils eine alphabetisch geordnete Wörterliste. In der Instruktion werden die Versuchspersonen gebeten, die vier Lückensätze mit Hilfe eines Wortes aus den jeweils darunter stehenden

76 SCHEELE u. GAULER: 1993.

77 Es handelt sich um 304 Frauen und 236 Männer, von denen die meisten zwischen 19 und 30 Jahren sind.

78 Es handelt sich um 152 Frauen und 135 Männer.

Wörterlisten zu vervollständigen. Sie sollen den Begriff wählen, der nach ihrer Meinung am ehesten passt. Die Daten des zweiten Tests veranschaulichen in der Auswertung der Autorinnen, dass der Konkretisierungsanreiz zu einem Anstieg androgyner Denkinhalte führt. Das Konzept ›weiblich‹ tritt nach Ansicht der Autorinnen nicht häufiger auf, sondern wird allenfalls zu Lasten des Konzepts ›männlich‹ unter dem Konzept androgyn (mit)gedacht. Dieses Ergebnis muss, wenn es ausschließlich auf der vorliegenden Studie basiert, was der Fall ist, aus den nachfolgenden Gründen als unhaltbar verworfen werden:

Als Ausgangswort ihrer beiden Tests haben Scheeler und Gauler ›Wissenschaftler‹ gewählt. Dieses ist jedoch kein Substantiv, welches von einer angenommenen, beim Lesen aufgerufenen stereotypen Gendererwartung her keine neutrale oder genderausgewogene Konzeptualisierung erwarten lässt, sondern weckt mit hoher Wahrscheinlichkeit Ende der 80er Jahre eine eher männliche Assoziation im deutschsprachigen Raum.⁷⁹ Den Versuchspersonen sind jeweils zwei für die Untersuchung relevante Sätze sowie fünf für die Untersuchung irrelevante Lückensätze vorgelegt worden, um die inhaltliche Fokussierung der Versuchspersonen von dem eigentlichen Erkenntnisinteresse der Studie weg zu lenken. Die Versuchspersonen sind gebeten worden, die Lückensätze zu vervollständigen, indem sie raten sollen, was ursprünglich in den Lücken gestanden habe. Diese Frage ist fehlleitend und nicht zutreffend, wenn die Autorinnen herausfinden wollen, ob der genderunspezifisierende Gebrauch maskuliner Formen im Deutschen genderunspezifisierend ist. So ist durchaus vorstellbar, dass auch eine Person, die der Verwendung von zum Beispiel Doppelformen positiv gegenüber steht, bei der Aufgabenstellung, einzutragen, was vorher in den Lücken gestanden habe, sehr kontextbewusst und gesellschaftskritisch gerade als Reflex auf die Nicht-Normalität von Doppelformen konventionalisiert genderunspezifisierende Formen, die zugleich konventionalisiert genderspezifisierend männlich appellieren, einsetzen wird. Darüber hinaus gibt es viele Umformulierungsmöglichkeiten, die nicht durch einen einfachen Lückentest abgefragt werden können. Zudem ist der eine Beispielsatz stark auf die Assoziation eines heterosexuellen Musters angelegt,⁸⁰ unabhängig davon, was das Objekt des

79 Die Autorinnen erwähnen die potentielle Nicht-Neutralität ihres Ausgangssubstantivs sogar selbst, gehen aber nicht weiter darauf ein.

80 Der Satz lautet: »Wissenschaftler von Bedeutung wählen ihre Probleme, wie sie ihre _____ auswählen.«

Satzes ist.⁸¹ Auf Grund dieser erheblichen Mängel des Testaufbaus wird die Studie in der vorliegenden Untersuchung als insgesamt nicht verlässlich eingestuft. Da es für die 90er Jahre eine der wenigen Studien ist, die nicht zum US-amerikanischen Englischen durchgeführt worden ist und zudem noch relativ große Gruppen von Versuchspersonen betrachtet wurde, wird sie in der einschlägigen Forschung häufig angeführt, wodurch sich die Vorannahmen der Studie weiter reproduzieren. Rothmund und Scheele⁸² haben mit einer vergleichbaren Methode 220 bzw. 194 Versuchspersonen in zwei Experimenten daraufhin untersucht, wie unterschiedliche Varianten substantivischer personaler Appellation im Plural auf Textebene wirken. Viele methodische Mängel der früheren Untersuchung wurden hier wiederholt, wie zum Beispiel die unreflektierte Arbeit mit Genderstereotypen.

Oelkers⁸³ untersucht die Frage, ob hybride, personal appellierende Substantive im Deutschen gemäß Genus- oder Genderkongruenz pronominalisiert werden. 74 deutsche Muttersprachler_innen füllen dazu Lücken in 27 Kurztexten inklusive vier Distraktoren ohne Zuhilfenahme grammatischer Regelwerke aus. Oelkers kommt zu folgenden Ergebnissen:

- Genderkongruenz dominiert über Genuskongruenz (70,9 % zu 28,3 %).
- Die Entscheidungen für genderkongruente Pronomina nehmen von Testlücke zu Testlücke zu. Die Wirkung der Genderkongruenz-Regel erhöht sich mit der Anzahl an Pronomen, die dasselbe Bezugselement wiederaufnehmen.
- In 59,6 % der Fälle wird bereits bei der ersten pronominalen Wiederaufnahme eines Bezugselements mit Gender-Genus-Konflikt eine genderbezogene Wahl getroffen.
- Vor allem die Testpersonen der beiden niedrigsten Altersgruppen (bis 24 Jahre) bevorzugen deutlich Genderkongruenz gegenüber Genuskongruenz.

81 Es ist irrelevant, ob in dem Satz von ›Problemen‹ oder ›Forschungsthemen‹ oder ›Anzügen‹ die Rede ist, das Grundmuster des Satzes legt die Reproduktion einer heterosexuellen Zweierbeziehung nahe – und das ganz unabhängig davon, ob die Testpersonen für die Diskriminierung auf Grund von Gender und sexueller Identität sensibilisiert sind oder nicht, ist die Wahrscheinlichkeit, dass sie bei der oben beschriebenen Aufgabenstellung eine heterosexuelle Muster reproduzierende Antwort geben, hoch.

82 ROTHMUND u. SCHEELE: 2004.

83 OELKER: 1993; 1996.

Die Studie von Oelkers ist insgesamt gut durchdacht und durchgeführt. Es wäre interessant, noch weiter danach auszudifferenzieren, ob sich die Pronomina in Subjekt- oder Objektstellung befinden, als aktiv Handelnde oder passive Entitäten und ob es sich bei den zu pronominalisierenden Ausdrücken um konkrete Menschen bzw. relativ konkrete Vorstellungen von Menschen handelt, ob die Kontexte relativ genderneutral gewählt worden sind etc. Gleichzeitig ist diese Studie für die Frage der sprachlich beeinflussten Genderkonzeptualisierung nur von einem untergeordneten Interesse, da es in ihr vor allem darum geht, für eine Sprache mit einer starken Genus-Gender-Korrelation in bestimmten Kontexten die Wahlmöglichkeit zwischen Genus und Gender zu bestimmen. Die Studie zeigt, dass bei einer Wahlmöglichkeit zwischen mehreren Kongruenzsystemen bei Herstellung sprachlicher Kohärenz, Gender in den meisten Fällen die wichtigere Kohärenzrelation darstellt.

4.2.5 Perzeptionsstudien zu konventionalisiert genderunspezifizierenden Pronomina in stereotyp gender- spezifizierenden gegenüber genderneutralen Kontexten

Cole et al.⁸⁴ führen eine Reihe aufeinander aufbauender Experimente durch, um zu testen, ob genderunspezifizierend verwendete Pronomina, die zugleich auch genderspezifizierend männlich appellieren, zu einer männlichen Konzeptualisierung bei US-amerikanischen Versuchspersonen führen. Nachdem sie zunächst getestet haben, welche Berufsbezeichnungen relativ genderneutral sind, das heißt keine starken stereotypen Gendervorstellungen aufrufen, haben sie zwei Berufsbeschreibungen zu den entsprechend so herausgearbeiteten Substantiven *secondary school teacher* und *recreation worker* angefertigt und die in den Texten verwendeten pronominalen Wiederaufnahmen variiert (*he*, *he/she*, *they*)⁸⁵. In einem Vergleichsexperiment fertigen sie entsprechende Berufsbeschreibungen zu konventionalisiert genderspezifisch wahrgenommenen Berufen mit denselben pronominalen Variationen an (*attorney* und *flight attendant*). Zusätzlich wiederholen sie das Experiment von Moulton

84 COLE, HILL u. DAYLEY: 1983.

85 Die Auswahl der beiden Berufe *secondary school teacher* und *recreation worker*, für die ungefähr identische Anzahl weiblicher und männlicher Berufsausübender verzeichnet sind, ist kein Beleg dafür, dass die Berufe auch genderneutral wahrgenommen werden – wie es in dem Experiment als Vorannahme eingeht

et al.⁸⁶ Insgesamt testen sie 526 Personen⁸⁷, die zum Zeitpunkt der Untersuchung alle Psychologie studieren. Sie bestätigen mit ihrer Studie die Ergebnisse von Moulton et al., stellen darüber hinaus aber fest, dass der Kontext einen verstärkenden Effekt auf die Wirkung des Pronomens *he* als Konzeptualisierung einer genderspezifizierend männlichen Appellation hat, wenn zum Beispiel der wiederaufgenommene Ausdruck *man* ist. Ihre Studie zeigt, dass nicht nur die pronominale Wiederaufnahmeform für die Frage nach der Vorstellung, die sprachliche Formen bei den Hörenden auslösen kann, wichtig ist, sondern auch die durch diese wiederaufgenommenen personal appellierenden Substantive.

Insgesamt können sie keine Tendenz feststellen, dass der Gebrauch von Pluralpronomina und Doppelformen sich auf eine gesteigerte Vorstellung von Frauen positiv auswirkt. Cole et al. sprechen zusätzlich noch zwei Probleme an, die entsprechende Studien mit sich bringen können:

- Häufig wissen die Versuchspersonen, was abgefragt bzw. getestet wird, wodurch sie nach Maßstäben der sozialen Erwartbarkeit antworten und eventuell keine ›realistischen‹ Einschätzungen ihrer spontanen Konzeptualisierungen wiedergeben.
- Es besteht eine gewisse Tendenz, die von den Testdurchführenden vorgegebene personale Appellationsform aus Gründen der Etikette und Höflichkeit noch mal zu wiederholen und in dieser Hinsicht ebenfalls keinen eigenen, jenseits einer Testsituation ›realistischen‹ Sprachgebrauch zu produzieren.

4.2.6 Perzeptionsstudien zu unterschiedlichen, konventionalisiert genderunspezifisierenden personalen Appellationsformen in Texten und ihr Einfluss auf die Konzeptualisierung von Textinhalten

Briere und Lanktree⁸⁸ testen, was die möglichen Effekte von nicht direkt offensichtlichem sexistischem Sprachgebrauch auf die Konzeptualisierung von Versuchspersonen im US-amerikanischen Englisch sind. Sie gehen von der zu überprüfenden These aus, dass das Lesen eines Textes mit dem Pronomen *he* die Konzeptualisierung der Versuchspersonen in

⁸⁶ Vgl. weiter oben.

⁸⁷ Es handelt sich um 264 Frauen und 262 Männer.

⁸⁸ BRIERE u. LANKTREE: 1983.

die Richtung einer stärkeren Genderrollenstereotypie als ein Text mit pronominalen Doppelformen bringt. 129 Versuchspersonen⁸⁹ bekommen einen von drei Texten über ethische Standards für Psycholog_innen, die sich lediglich in ihren pronominalen Appellationsformen unterscheiden. Im ersten Text werden die Formen *he*, *him* und *his* als genderunspezifizierende Appellationen verwendet, im zweiten die Doppelform *he or she*, im dritten die Doppelform *she or he*. Mit Hilfe einer Skala sollen die Versuchspersonen angeben, wie hoch sie die Attraktivität von dem Psycholog_innenberuf als zukünftige Karriere für Männer und Frauen ansehen sowie ihre eigene Bereitschaft, eine_n Freund_in mit einem ›psychischen Problem‹ zu einer Psychologin oder einem Psychologen zu schicken. Sie kommen zu dem Ergebnis, dass die Pronomina *he*, *his* und *him* im Text mit einer verminderten Attraktivität des Berufs der Psychologin in der Auffassung der Versuchspersonen korreliert. Wenn stattdessen eine Doppelform mit Erstnennung der femininen Form verwendet wird, sind männlichen Testpersonen signifikant weniger bereit, Freund_innen zu einem Psychologen/einer Psychologin zu schicken als bei Texten mit durchgängig genderspezifizierend männlich appellierenden Formen, die konventionalisiert genderunspezifizierend appellieren. Weibliche Testpersonen hingegen zeigen in ebendiesen Texten die höchste Bereitschaft der Empfehlung einer psychologischen Konsultation für eine_n Freund_in.

Diese Studie ergänzt die Ergebnisse bisheriger Studien um zwei bedeutende Ergebnisse hinsichtlich der Wirkung unterschiedlicher Appellationsformen:

- Die Verwendung der Form *he or she* in Konkurrenz zu *she or he* hat einen unterschiedlichen Effekt für bestimmte Fragestellungen und Versuchspersonen. Ein Unterschied zwischen den beiden Doppelformen ist in keiner der bisher besprochenen Studien thematisiert worden.⁹⁰

89 Es handelt sich um 72 Frauen und 57 Männer.

90 Es ist sogar so, dass auch der Unterschied zwischen *he/she* und *he or she* in keiner bisherigen Studie thematisiert worden ist. Im Schwedischen scheint aber gerade diese Unterscheidung (*han/hon* resp. *han eller hon* unter stilistischen Gesichtspunkten zu unterschiedlichen Auffassungen potentieller Akzeptanz bei den Versuchspersonen zu führen. Darüber hinausgehend zeigen die Auswertungen unterschiedlicher Korpora in Kapitel 8, dass es interessant sein könnte zu untersuchen, inwiefern die verschiedenen Doppelformen verschiedenen *Communities* zugeordnet werden können.

- Ein Effekt der Sprachformen besteht in diesem Fall nicht nur hinsichtlich der direkten Vorstellung, wer mit der jeweiligen sprachlichen Form gemeint sein könnte, sondern zusätzlich auch auf einer sehr viel subtileren Ebene hinsichtlich der Möglichkeit, sich auf Grund der mit dem Text verbundenen Gendervorstellungen eigene Handlungen vorstellen zu können oder nicht. Da es sich um eine einzelne Studie mit nur einer Berufsbezeichnung handelt, müsste diese These durch weitere Forschungen näher untersucht werden. Sie bietet neue Anknüpfungspunkte für die Untersuchung weiterer Aspekte zu den bisher diskutierten potentiellen Wirkungen von personalen Appellationsformen in der Frage der sprachlich beeinflussten Genderkonzeptualisierung.

Crawford und English⁹¹ kommen in ihrer experimentellen Studie zu ähnlichen Ergebnissen: In ihren beiden Experimenten haben 78 respektive 100 Student_innen einen Essay gelesen, der sich lediglich in den personalen Appellationsformen unterscheidet. Während in der einen Form konventionalisiert genderunspezifisierende Pronominaformen, die identisch sind mit genderspezifisierend männlich appellierenden Form sind, verwendet worden sind, wurden in dem anderen pronominalen Doppelformen benutzt (*he or she, she or he*). 48 Stunden später werden die Student_innen mit einem Multiple-Choice-Test konfrontiert, in dem sie ihre Erinnerungen zum Ausdruck bringen sollen. Die Forscherinnen stellen fest, dass bei den konventionalisiert genderunspezifisierenden Appellationsformen insofern ein direkter Effekt auf die weiblichen Testpersonen feststellbar ist, als dass diese den Inhalt des Textes schlechter als Männer, die denselben Text gelesen hatten, erinnern. Bei den männlichen Testpersonen fielen die Ergebnisse der Erinnerungsfähigkeit hingegen bei der ausschließlichen Verwendung der genderspezifisierend männlich appellierenden als genderunspezifisierend gebrauchten Formen am besten aus.

Aus dieser Untersuchung lässt sich das Ergebnis ablesen, dass die verwendeten personalen Appellationsformen und die Möglichkeiten zur konkreten, gegenderten Selbstidentifizierung der Leser_innen mit dem Text einen entscheidenden Einfluss auf die Erinnerungsfähigkeit der Inhalte des jeweiligen Textes haben. Umso besser die Testpersonen in einem Test zu ihren allgemeinen Lernkompetenzen abgeschnitten haben, umso größer fiel der untersuchte Effekt aus. Ohne, dass die Zielsetzung

91 CRAWFORD u. ENGLISH: 1984.

der Untersuchung, die Erforschung des Effekts personaler Appellationsformen auf die Erinnerungsfähigkeit, den Testpersonen klar gewesen wäre,⁹² weisen die Tests dennoch einen Effekt nach. Die Untersuchung zeigt, dass die Wahl personaler Appellationsformen auch dann eine Wirkung zeigen kann, wenn sie den Kommunizierenden in keiner Weise bewusst ist, und dieser Effekt nicht nur die gegenderte Vorstellung potentiell appellierter Personen in dem Text ist. In dieser Studie wird gezeigt, dass personale Appellationsformen in Kommunikationssituationen Effekte haben können, die nicht nur das direkte Verständnis der potentiell appellierten Person betreffen, sondern auch weitreichender Auswirkungen auf beispielsweise die Erinnerungsfähigkeit zu einem Text haben können.

Merritt und Kok⁹³ untersuchen die Frage, ob die eigene Identifikation und Festigkeit in einer Genderrolle einen Einfluss auf die Kategorisierung von in Texten gelesenen Personendarstellungen⁹⁴ durch Versuchspersonen hat. Dazu haben 167 US-amerikanische Testpersonen⁹⁵ einen von drei Dialogen gelesen und sollen im Anschluss daran dem dort vorkommenden Charakter Chris⁹⁶ eine Genderidentität zuordnen. Sie kommen zu dem Ergebnis, dass eine sehr starke ›Personen = Männer‹-Korrelation für alle Versuchspersonen, alle Texte und über alle unterschiedlichen und vorher abgetesteten Genderrollenidentifikationen hinweg besteht. Dies bedeutet, dass nicht nur die Verwendung genderunspezifisierender Pronomen, die gleichzeitig genderspezifisierend männlich sind, im Englischen vorherrschend männliche Assoziationen bei Versuchspersonen wecken, wie die meisten der zuvor vorgestellten Untersuchungen belegen, sondern dass zusätzlich auch substantivische genderunspezifisierende Appellationsformen im Englischen eine vorherrschend männliche Konkretisierung in den Vorstellungen der Versuchspersonen evozieren. Diese Korrelation ist in dem vorliegenden Test für Frauen und Männer identisch stark, korreliert also nicht mit dem eigenen wahrgenommenen Gender der Versuchspersonen. Merritt und Kok stellen folgende Hypothese als Begründung für dieses Ergebnis auf:

92 Dass ihnen die Forschungsfrage während der Untersuchung nicht klar gewesen ist, ist zusätzlich noch abgefragt worden.

93 MERRITT u. KOK: 1995.

94 Diese sind generisch, ohne Verwendung von Pronomina im Text.

95 Es handelt sich um 82 Frauen und 85 Männer.

96 Der Name ist so gewählt worden, dass er konventionell sowohl auf Frauen als auch Männer appellieren kann.

Children's early and consistent exposure to, and use of, generic masculine terms, without grammatical knowledge of these terms, may result in equating the people category with the male image. We argue that once this cognitive bias is formed, it is quite resistant to change. Thus, even when people eventually acquire grammatical understanding of generic masculine pronouns, the bias results in increased male rather than female imagery for most people.⁹⁷

Als Ergänzung zu ihrer Studie könnte es sinnvoll sein, die Versuchspersonen am Ende zu fragen, ob sie eine Person kennen, die Chris heißt und welchem Gender sie diese Person zuordnen würden. Eine solche ›Vor‹Konzeptualisierung einer Namensnennung kann auch einen Einfluss auf die Genderkonzeptualisierung der Protagonistin/des Protagonisten in der Geschichte haben. Um diesen Faktor in seinem Einfluss bestimmen zu können, hätte es sinnvoll sein können, ihn mit abzufragen.

Für nachfolgende Untersuchungen regen Merritt und Kok an, zu analysieren, wie genderstereotyp ein Text sein muss, wenn die Korrelation ›Menschen = Männer‹ überwunden werden soll. Darüber hinaus wäre es sinnvoll zu untersuchen, was die wenigen Testpersonen, die sich eine weibliche Protagonistin vorgestellt haben, zu dieser Vorstellung veranlasst hat. Neben der bereits erwähnten Einflussgröße der persönlichen Bekanntschaft mit einer Person, die Chris heißt, wäre hier zu untersuchen, ob eine feministische Grundeinstellung zu einer solchen Konzeptualisierung beiträgt. Größere, auch sprachliche Bemühungen werden von den Autorinnen als notwendig angesehen, um die Gleichsetzung von Mann und Mensch zu überwinden.

Khrosroshahi⁹⁸ hat eine Untersuchung durchgeführt, die eine Teilantwort auf die von Merritt und Kok am Ende aufgestellte Forschungsfrage zulässt,⁹⁹ die Frage danach, ob ein feministisches Grundverständnis bei den Testpersonen einen Einfluss auf deren Gender-Konzeptualisierung in Folge von Texten hat. Khrosroshahi fragt, ob Menschen, die den Vorschlägen einer nicht-sexistischen Sprachreform in ihrem eigenen Sprachgebrauch folgen, auch in ihren Vorstellungen, die sich nach dem Lesen von Texten haben, egalitärer sind als Personen, die den Vorschlägen eines nicht-sexistischen Sprachgebrauchs nicht aktiv folgen. 55 US-amerikanische Student_innen¹⁰⁰, von denen 25 einen reformierten Sprachge-

97 Ebd., 155.

98 KHROSROSHAHI: 1989.

99 Vgl. auch die Diskussion in HORNSCHIEDT: 2006a.

100 Es handelt sich um 28 Frauen und 27 Männer.

brauch haben, lesen sechs genderindefinite Paragraphen mit verschiedenen pronominalen Formen: genderunspezififizierendes *he*, *he or she* oder *they* und malen im Anschluss an das Lesen Bilder zu dem, was sie gelesen hatten. Es werden nur potentiell genderunspezififizierende Substantive wie *person*, *child*, *resident*, *human*, *adult*, *teenager* in den Texten benutzt. Nachdem die Testperson die kurzen Texte gelesen und Bilder gemalt hat, wird sie gebeten, der gemalten Person ein Alter und einen Namen zu geben, wenn dies möglich sei.¹⁰¹ Zunächst kommt Khosroshahi zu denselben Ergebnissen, wie zuvor vorgestellte Studien:

- Das Pronomen *he* ruft die geringste Anzahl weiblicher Konzeptualisierungen von Personen in den Vorstellungen der Versuchspersonen auf, die Doppelform *he or she* die meisten.
- Unabhängig von den in den Texten verwendeten pronominalen Formen zeichneten Männer mehr Männer und weniger Frauen als Frauen.

Die neuen Ergebnisse ihrer Studie sind darüber hinaus die folgenden:

- Die bildliche Vorstellung der Männer unterscheidet sich nicht signifikant in Abhängigkeit davon, ob sie einen reformierten Sprachgebrauch haben oder nicht. Es scheint sich folglich bei den Männern mit reformierter Sprache nach Meinung der Autorin um einen artifiziellen, nicht verinnerlichten neuen Sprachgebrauch zu handeln, der in situationellen Zwängen, interpersonellen Drucksituationen und anderen Einflüssen begründet zu sein scheint, nicht aber mit der Einstellung der Personen zu tun zu haben scheint. Von dieser Feststellung kann ein Bogen zu den Ergebnissen der Analysen in Kapitel 8 zu der Verwendung der Form *han eller hon* in Tageszeitungstexten geschlagen werden. Es ist dort festgestellt worden, dass die pronominale Doppelform im medialen, öffentlichen Diskurs der Tageszeitungen, kommt sie vor, in der Regel nur einmal Verwendung findet und danach zu der Verwendung der Form *han* übergegangen wird. Auch dies kann im Kontext der Vermutungen von Khosroshahi gelesen werden. Entgegen Khosroshahi werden diese, an Einstellungen und Kommunikationssituationen festgemachten Kriterien jedoch nicht einer als natürlich hergestellten Genderidentität der Kommunizierenden zugeschrieben.

¹⁰¹ Diese Einschränkung wird gemacht, um die Versuchspersonen nicht zu genderspezififizierenden Konzeptualisierungen oder Konkretisierungen zu zwingen.

- Die bildliche Vorstellung der untersuchten Frauen unterscheidet sich signifikant je nachdem, ob sie einen reformierten Sprachgebrauch haben oder nicht: Frauen mit einem traditionellen Sprachgebrauch haben mehr Bilder von Männern als von Frauen. Frauen mit einem reformierten Sprachgebrauch haben mehr Bilder von Frauen als von Männern. Auch die eigene Genderkonzeptualisierung spielt eine Rolle: Frauen stellen sich häufiger als Männer Frauen bei allen Texten und unabhängig von ihrem ›feministischen Vorwissen‹ vor.
- Frauen mit reformiertem Sprachgebrauch lesen und verstehen auch Texte, in denen *he* verwendet wird, häufig als Appellationen auf eine Frau. Das bedeutet, dass nicht nur die Sprachform wichtig ist, sondern auch das genderbezogene ›Hintergrundwissen‹ der Kommunikationsteilnehmenden.

Als übergeordnetes Ergebnis der Studie kann festgehalten werden, dass zumindest bei Frauen als Testpersonen der Faktor der ›feministische Vorbildung‹ relevant für ihre Genderkonzeptualisierung zu sein scheint. Als Kritikpunkt an der Studie ist zu nennen, dass der Sprachgebrauch von Personen, die auch nur ein einziges Mal eine Doppelform benutzt haben, als reformiert eingeordnet wurde. Hier kann es zu Verzerrungen der Ergebnisse gekommen sein, da auch diese Verwendungen der Doppelform ihre Ursache in sozialen Zwängen und unterstellten Erwartungshaltungen haben kann, wie Khrosroshahi selbst an anderer Stelle betont. Dass eine feministische Einstellung und eine bewusste Auseinandersetzung mit Genderrollen Einfluss auf Genderkonzeptualisierungen jenseits unterschiedlicher personaler Appellationsformen hat, sagt nichts über die Genderkonzeptualisierungen der Menschen aus, die nicht eine entsprechende bewusste Auseinandersetzung mit Genderrollen vollzogen haben. Die Studie relativiert eine Ansicht, dass die sprachliche Form in allen Situationen und unabhängig von allen anderen Faktoren der entscheidende Faktor sein muss. Die Berücksichtigung einer Abfrage feministischen Vorwissens erweist sich als ein wichtiger, zu berücksichtigender Faktor in entsprechenden Untersuchungen.

Braun et al.¹⁰² prüfen, welche Assoziationen genderunspezifisierend maskuline und neutrale Formen und Beidbenennungen im Deutschen bei Testpersonen auslösen. Sie berücksichtigen dabei die Faktoren Gender der Versuchspersonen, Kotext und Kontext und nehmen authentische

102 BRAUN et al.: 1998.

Texte als Grundlage der Untersuchung. Kontext ist in früheren Studien nicht eindeutig operationalisiert, sondern nur vage als Variable miteinbezogen worden. Zudem handelt es sich um eine der wenigen Studien zum Deutschen. Es wird in der Studie die Hypothese überprüft, ob die Verwendung der Sprachformen einen Einfluss auf die Genderkonzeptualisierung der in einem Text appellierten Personen zur Folge hat. In zwei Tests werden insgesamt 462 Personen getestet. Zunächst wird in einem Vortest geklärt, welche Bereiche gesellschaftlich als weibliche oder männliche Domänen gelten, um dadurch die Variable Kontext eindeutig operationalisieren zu können: Versuchspersonen werden nach der Gendertypizität verschiedener wissenschaftlicher Fachrichtungen oder Sportarten gefragt. Diese von den Versuchspersonen als männlich, weiblich oder neutral eingeschätzten Kontexte fungieren in den Hauptuntersuchungen als Stimuli, die in den sonst gleichlautenden Kontext variierend eingefügt werden. Auf diese Weise werden typisch weibliche, typisch männliche und »neutrale« Kontexte erzeugt. Im ersten Test werden Versuchspersonen Texte, die wie Zeitungsartikel gestaltet sind, über einen wissenschaftlichen Kongress in verschiedenen Formulierungsvarianten vorgelegt. Zuerst wird den Versuchspersonen der kurze Text über einen Kongress zum Lesen vorgelegt, danach sollen sie einen Fragebogen ausfüllen. Die Genderidentität der Versuchspersonen wird vorab zusammen mit dem Alter und dem Studienfach erfragt. Der Text behandelt entweder Ökotropologie als typisch weibliche Fachrichtung oder Geophysik als typisch männliches Fach gemäß den Einordnungen des Vortests. An fünf Stellen im Test kommen personale Appellationsformen entweder im genderunspezifischer maskuliner, in Neutralform oder in Beidnennung vor.

Im zweiten Test werden Versuchspersonen Texte, die wie Zeitungsartikel gestaltet sind, über ein Sportverbandstreffen in den verschiedenen Formulierungsvarianten vorgelegt. Zusätzlich zu den typisch weiblichen und typisch männlichen Kontexten wird ein dritter neutraler Kontext mit in die Untersuchung einbezogen, so dass es ein faktorielles Design von $3 \times 3 \times 2$ gibt. Die Texte in Test 1 und 2 variieren hinsichtlich der Gendertypizität der verschiedenen Kontexte und der Sprachversion, das heißt der sprachlichen Bezeichnungen der teilnehmenden Personen. Die Versuchspersonen sollen, nachdem sie den Text in einer seiner Versionen gelesen haben, den Prozentsatz teilnehmender Frauen und Männer einschätzen. Es ergeben sich daraus zwölf verschiedene Teiluntersuchungen (zwei Kontexte \times zwei Gender \times drei Benennungsvarianten). Die Cover-

story ist identisch mit Test 1, nach dem Lesen des Textes müssen die Versuchspersonen wiederum einen kurzen Fragebogen beantworten. Eigene Genderidentität, Alter und Studienfach/Beruf werden zuvor abgefragt. In dem Test wird Gymnastik als typisch weibliche Sportart gewählt, Hockey als typisch männliche und Badminton als ›neutrale‹, wiederum gemäß den Ergebnissen des Vortests.

Die Ergebnisse von Test 1 im Einzelnen:

- Der Mittelwert des geschätzten Frauenanteils für den typisch weiblichen Kontext ist höher als derjenige für den typisch männlichen. Dieser Haupteffekt bestätigt die erfolgreiche Manipulation des Kontextfaktors.
- In der Bedingung Beidnennung wird ein signifikant höherer Frauenanteil als in der Bedingung neutrale Sprachform geschätzt.
- Die Einschätzungen der weiblichen Versuchspersonen in der Beidnennungsversion unterscheiden sich deutlich von denen in der neutralen und maskulinen Form: Sie schätzen in der Beidnennungsbedingung den Frauenanteil höher als in der maskulinen und der neutralen ein.
- Die Einschätzungen der männlichen Versuchspersonen weisen über alle drei Sprachversionen keine signifikanten Unterschiede auf. Auffällig ist, dass der Frauenanteil im weiblichen Kontext in keiner Sprachbedingung die Höhe erreicht, die im Vortest für den Frauenanteil des Faches Ökotrophologie ermittelt worden ist.

Die Ergebnisse von Test 2 im Einzelnen:

- Der Mittelwert des geschätzten Frauenanteils für den typisch weiblichen Kontext ist signifikant höher als derjenige für den neutralen und derjenige für den typisch männlichen. Dieser Haupteffekt bestätigt die erfolgreiche Manipulation des Faktors Kontext.
- In der Beidnennung wird ein signifikant höherer Frauenanteil als in der neutralen Sprachform und der maskulinen geschätzt. Die Ergebnisse in den Bedingungen neutrale und maskuline Sprachformen unterscheiden sich dagegen nicht signifikant voneinander.
- Während die Einschätzungen der weiblichen Versuchspersonen zwischen allen drei Bedingungen sehr geringe Variationen aufweisen, schätzen die männlichen Versuchspersonen den geringsten Frauenanteil in der Bedingung maskuline Sprachform, dann folgt die neutrale Sprachform.

- Insgesamt kann der postulierte Anstieg des geschätzten Frauenanteils über die Sprachbedingungen hinweg auch im zweiten Test bestätigt werden. Für die maskuline Version wird der geringste Frauenanteil geschätzt, für die Beidnennung der höchste. Für die männlichen Versuchspersonen ergibt sich, dass die Beidnennung dann zu höheren Schätzungen des Frauenanteils als maskuline oder neutrale Sprachformen führt, wenn der Kontext als sozial konventionalisiert stereotyp weiblich bezeichnet werden kann. Bei den weiblichen Versuchspersonen bewirken die drei Sprachversionen in keiner Bedingung signifikante Unterschiede. Bei einem Vergleich der geschätzten Frauenanteile mit denen des Vortests bestätigt sich die schon im ersten Test festgestellte Unterschätzung für den neutralen und den weiblichen Kontext. Im männlichen Kontext dagegen kommt es zu einer Überschätzung des Frauenanteils.

Insgesamt kommt die Studie zu folgenden übergreifenden Ergebnissen: Die in der Hypothese prognostizierte Abstufung von maskulinen Formen über neutrale Formen zu Doppelformen lässt sich nicht bestätigen, die Doppelformen schneiden bei der Frage danach, wie häufig sich die Testpersonen Frauen vorstellen, klar am besten ab. Der Zusammenhang zwischen maskuliner Sprachform und vorherrschend männlicher Assoziation hat sich zwar bestätigt, muss aber differenzierter formuliert werden als dies bisher der Fall gewesen ist, da diese Wirkung nicht in jedem Fall und nicht bei allen Kommunizierenden auftritt. Immer, wenn eine Wirkung festzustellen ist, führt die Beidnennung zu einer stärkeren Einbeziehung von Frauen. Eine neutrale Formulierung stellt dagegen keine Alternative zum genderunspezifisierenden Gebrauch maskuliner Formen im Deutschen dar, da sie kaum eine Steigerung der Konzeptualisierung ›weiblich‹ bewirkt. Wenn Sprache als Mittel der Gleichstellung genutzt werden soll, bietet sich für das Deutsche die Beidnennung als geeignete Strategie am ehesten unter den in dieser Studie untersuchten Möglichkeiten an. Diese Studie von Braun et al. ist eine der besten und überzeugendsten Untersuchungen, die bisher zu diesem Thema durchgeführt worden sind. Positiv ist zu erwähnen, dass es sich besonders im zweiten Test um eine ausgewogene Mischung von Versuchspersonen handelt, die nicht nur aus dem akademischen Milieu stammen, wie es ansonsten bei eigentlich allen vergleichbaren Untersuchungen¹⁰³ der Fall ist. Die Kritikpunkte, die dazu

103 Außer denjenigen, die Kinder untersuchen.

genannt werden können, besitzen entsprechend eher den Charakter von möglichen Ergänzungen:

Die Frage, die die Versuchspersonen am Ende, nachdem sie die Texte beider Tests gelesen haben, gestellt bekommen, sind zentrale Themenfragen der Untersuchung an sich,¹⁰⁴ und von daher kann es sein, dass die Versuchspersonen gemäß sozialer Erwartbarkeit, das heißt gemäß einem ausgewogenen Verhältnis von Frauen und Männern in der Gesamtgruppe, antworten. Als Coverstory wurde vorgegeben, dass es sich bei der Untersuchung um einen linguistischen Test handelt, der den Informationsgehalt von Texten überprüfen soll. Gerade dies wird mit der Frage nach dem Anteil der Frauen und Männer an der Gesamteinheit aber nicht gefragt, da dies nicht Thema des Textes war. Die anderen Fragen des Fragebogens¹⁰⁵ beziehen sich hingegen tatsächlich auf Sachen, die im Text explizit genannt worden sind. Die korrekte Antwort der Versuchspersonen auf die Frage, wie viel Prozent Frauen teilgenommen haben, wäre also eigentlich gewesen zu sagen, dass dies im Text nicht ausgesagt worden ist. Braun et al. deuten selber an, dass es sein kann, dass ihre gewählten Kontexte (wissenschaftlicher Kongress und Sportverbandstreffen) selbst auch wieder Kontexteffekte evozieren, die stereotyp männlich sind.

Darüber hinaus ist nicht auszuschließen, dass weitere von uns nicht berücksichtigte Größen wie z.B. die Geschlechtsrollenorientierung der Versuchspersonen oder ihre z.B. progressive oder konservative Einstellung sowie die gewählte Textsorte (Zeitungsartikel) und die mit ihr verbundenen Erwartungen einen Einfluß auf die Interpretation der Personenbezeichnungen hatten.¹⁰⁶

Nissen¹⁰⁷ hat in einer Untersuchung zum Spanischen verschiedene konventionalisiert genderunspezifisierende Appellationsformen auf Menschen in ihrer Wirkung auf die Versuchspersonen und ihre Vorstellung, um welche Menschen es sich mit Bezug auf Gender handelt, getestet. Eine Form ist eine pseudo-genderunspezifisierende maskuline Form¹⁰⁸, eine generische Form¹⁰⁹ und eine Doppelform¹¹⁰. Im Spanischen wer-

¹⁰⁴ Es handelt sich um die Frage: Wie hoch ist der prozentuale Anteil der Frauen und Männer an der Gesamtgruppe?

¹⁰⁵ In dieser Kritik kann sich natürlich nur auf die Fragen bezogen werden, die in dem Artikel genannt werden.

¹⁰⁶ BRAUN et al., 1998: 281.

¹⁰⁷ NISSEN: 1997.

¹⁰⁸ *los niños* (mask.) ›die Kinder‹.

¹⁰⁹ *la población infantil* (fem.) ›die kindliche Gruppe‹.

den zwei Genera für Substantive unterschieden, Maskulinum und Femininum. Bei personalen Appellationsformen entspricht diese Zweiteilung in der Regel einer konventionalisiert genderspezifizierenden Appellation in männlich und weiblich. Genderunspezifizierende und generische Substantive finden sich in beiden Gruppen.¹¹⁰ 300 spanische Muttersprachler_innen, hauptsächlich Student_innen, haben einen Lückentext bekommen, in dem nach dem Nennen dieser Phrasen Lücken gelassen wurden, in denen die Versuchspersonen Eigennamen eintragen sollen. Der größte männliche Bias trat bei den maskulinen Formen auf, der geringste bei den Doppelformen. Die generische Form erweist sich in diesem Test als nicht weniger männlich assoziiert als die maskuline Form, nur die Doppelform scheint eine Alternative zu dieser Konzeptualisierung zu bieten. Dieses Ergebnis entspricht dem zuvor diskutierten von Braun et al.

Braun¹¹² hat eine Untersuchung zum Türkischen durchgeführt, mit der sie untersucht, ob eine genuslose Sprache wie das Türkische eine genderneutrale Semantik besitzt und welchen Einfluss der Kontext auf die Interpretation der personalen Appellationsformen hat. Als Vortest wird 130 türkischen Student_innen¹¹³ ein Fragebogen gegeben, auf dem verteilt substantivische personale Appellationsformen sind, die stereotyp männlich¹¹⁴, stereotyp weiblich¹¹⁵ oder konventionalisiert genderunspezifizierend¹¹⁶ sind. Die Testpersonen sollen diesen eine Anrede geben, die ihrerseits genderspezifizierend ist. Die Anreden machen die genuslosen und eigentlich neutralen Formen entsprechend den erwartbaren Mustern für die stereotyp männlichen und weiblichen Gruppen genderspezifizierend. Für die potentiell genderunspezifizierenden Appellationsformen ist ein klarer männlicher Bias zu beobachten, obwohl es keine stereotype Gendervorstellungen zu den Formen gibt. Braun bezeichnet dies als *covert gender bias* der genuslosen türkischen Formen, der in enger Abhängigkeit von den soziokulturellen Rollen und Vorstellungen über Frauen und

110 *los nonos* (mask.) y *ninas* (fem.) ›die Kinder‹.

111 Vgl. NISSEN: 2002.

112 BRAUN et al.: 1998.

113 Es handelt sich um 78 Frauen und 52 Männer.

114 Zum Beispiel die Form ›Juwelier/in‹.

115 Zum Beispiel die Formen ›Putzfrau‹, ›Sekretär/in‹, ›Besucher/in‹.

116 Zum Beispiel die Formen ›Bewohner/in‹, ›Person‹, ›jemand‹.

Männer in der türkischen Gesellschaft besteht. Ihre Untersuchung zeigt, dass nicht nur genderstereotyp eindeutig zuordbare Äußerungen einen Genderbias besitzen müssen, sondern deutet darüber hinaus auf einen *male bias* für die entsprechenden, untersuchten Sprachen und die Gesellschaften, in denen diese gesprochen werden hin. Zu fragen ist im Kontext dieser Untersuchung, ob eine Gesellschaft wie die Schwedische, die ein starkes Auto- und Heterostereotyp gegenderter Gleichstellung vertritt,¹¹⁷ einen entsprechenden *male bias* für personale Appellationsformen besitzt, die nicht stereotyp männlich belegt sind. Die Ergebnisse auf Kapitel 8 deuten in diese Richtung.

Im zweiten Test von Braun wird 386 türkischen Student_innen¹¹⁸ die Formen *Sekretär/in*¹¹⁹, *Juwelier/in*¹²⁰ und *Person*¹²¹ in den Kontexten Haushalt¹²² und Sport¹²³ präsentiert. *Juwelier* wird in allen Kontexten als Appellation auf einen Mann interpretiert, wenn auch in unterschiedlicher Intensität (93/83/70 %). *Sekretär/in* ist kontextsensibler, aber das ›verdeckte Gender‹¹²⁴ der Form wird durch den Kontext nicht vollkommen außer Kraft gesetzt (90/79/47 %). Der am wenigsten genderstereotype Begriff *Person* ist am stärksten vom Kontext beeinflusst und ändert sein ›verdecktes Gender‹ komplett: 75 % weiblich im weiblichen Kontext, 98 % männlich im männlichen Kontext, aber auch 64 % männlich im ›neutralen‹ Kontext, das heißt es liegt ein männlicher Bias vor.

We can conclude then that the covert gender of Turkish terms for person reference is a kind of default value, i.e., that interpretation which predominates when the context does not provide any further or any contradictory clues. But it can be so pronounced as to override context effects, in which case it may be one the [sic] way to become included into the term's lexical meaning.¹²⁵

Braun interpretiert ihre Ergebnisse mit Hilfe der Prototypen-Theorie¹²⁶, auf die sie sie gleichzeitig auch rückschließt: »Turkish person categories

117 Vgl. HORNSCHIEDT: 2006a.

118 Es handelt sich um 239 Frauen und 147 Männer.

119 Stereotyp weiblich im türkischen Kontext.

120 Stereotyp männlich im türkischen Kontext.

121 Keine genderstereotype Vorstellung, aber männlicher Bias gemäß dem Vortest.

122 Stereotyp weiblich.

123 Stereotyp männlich.

124 *Covert gender* bei BRAUN et al.: 1998.

125 Ebd., 118.

126 Vgl. HORNSCHIEDT: 2006a.

are gendered in the sense that people expect exemplars of a category to have one gender rather than the other, if no information to the contrary is given.«.¹²⁷ Sie schlussfolgert, dass eine genuslose Struktur mit einer verdeckten Genderebene in der Semantik der personalen Appellationsformen koexistieren kann.¹²⁸ Im Kontext der vorliegenden Arbeit ist ihre Untersuchung auch insofern von besonderem Interesse, da ein Vergleich mit dem Schwedischen Aufschluss darüber geben kann, ob die mit sprachlichen Formen verbundenen Konzeptualisierungen im Türkischen einem aus deutscher Sicht¹²⁹ türkischen Heterostereotyp einer relativen Frauendiskriminierung zugeschrieben werden kann. Können ähnliche Ergebnisse für das Schwedische beobachtet werden, könnte dies dafür sprechen, dass die schwedische Gesellschaft stärker männlich prototypisch geprägt ist, als es in den in den vorhergehenden Kapiteln diskutierten linguistischen Untersuchungen zum Schwedischen angenommen wird.

Insgesamt handelt es sich bei Braun um eine überzeugende Studie zu einer anderen Sprache als dem Englischen, welche ein dringendes Desiderat dieser Forschung bedient und das wichtige Ergebnis hat, dass auch genuslose personale Appellationsformen Genderkonzeptualisierungen aufrufen, die durch den Kontext in einem nicht zu überschätzenden Umfang beeinflusst werden können. Ein kleiner Nachteil von Brauns Studie ist ihr inkonsistenter Gebrauch des Terminus Gender, den sie sowohl für die grammatikalische Kategorie als auch für die Gendereinteilung von Lebewesen verwendet und wodurch es in einigen Fällen zu Uneindeutigkeiten kommt.¹³⁰ Eine ähnlich Kritik kann auch für ihre Verwendung des Begriffs *covert gender* geltend gemacht werden, den sie nicht in Anlehnung an Corbett¹³¹ verwendet, sondern offensichtlich als Bestimmung von Gender, ohne aber auch dies ganz eindeutig deutlich zu machen.

¹²⁷ BRAUN et al.: 1998, 118.

¹²⁸ Im Kontext der vorliegenden Arbeit würde dies nicht als verdeckte Genderebene angesehen, wie aus den Analysen in Kapitel 5 deutlich geworden ist, sondern es wird von verschiedenen Mitteln sprachlich Gender zu konzeptualisieren ausgegangen.

¹²⁹ Es handelt sich um die Studie einer deutschen Linguistin.

¹³⁰ Dies wird zum Beispiel in dem folgenden Zitat deutlich, wo der erste Gender-Begriff sich auf Genus bezieht, der zweite auf Gender: »From a formal point of view, Turkish is undoubtedly gender-neutral. However, closer inspection of both written and spoken texts provides evidence that terms for person reference do in fact contain a gender bias«. Braun et al.: 1998, 114.

¹³¹ CORBETT: 1991.

4.2.7 Perzeptionsstudien zu personalen Appellationsformen im Schwedischen im Hinblick auf Genderkonzeptualisierung

Da es nur sehr wenige Perzeptionsuntersuchungen zum Schwedischen gibt, werden diese in einem gesonderten Unterkapitel behandelt und ihre Ergebnisse mit den bisherigen Studien gegen gelesen. Alle bisher vorgestellten Untersuchungen deuten hinsichtlich der Konzeptualisierung personaler Appellation in Bezug auf Gender in dieselbe Richtung, die auch für das Schwedische auf der Grundlage der bisherigen Untersuchungen genderspezifizierender personaler Appellation in den vorangegangenen Kapiteln als relevant angesehen werden:

- In Sprache mit einer starken Genus-Gender-Korrelation wie dem Deutschen gibt es starke stereotype Genderkonzeptualisierungen in Verbindung mit Genusmarkierungen.
- Bei einer Übereinstimmung konventionalisiert von genderspezifizierend männlichen mit genderunspezifizierenden Formen in einer Sprache sind die durch diese Formen aufgerufenen Konzeptualisierungen durchschnittlich sehr viel stärker männlich als weiblich. Beeinflussende Faktoren für die Stärke dieser Beobachtung sind darüber hinaus die eigene Genderidentität, die soziale Stereotypisierung der durch die sprachliche Appellation aufgerufenen Personen und das feministische Vorwissen der Testpersonen.
- Sozial stark stereotypisierte Gendervorstellungen in Bezug auf Tätigkeiten und öffentliche Positionen führen bei der Verwendung entsprechender substantivischer Appellationsformen zu entsprechenden Genderkonzeptualisierungen.
- Bei der Möglichkeit für genderunspezifizierende pronominale Appellation zwischen genderspezifizierend männlichen Formen, ›neutralen‹ Formen und Doppelnennungen zu wählen, sind nur die Doppelformen diejenigen, die zu einer stärker genderausgewogenen Konzeptualisierung bei den Testpersonen führen, während die ›neutralen‹ Formen keinen entsprechenden Effekt zeigen. Dies spricht für einen starken *male bias*, der nicht noch durch explizit genderspezifizierend männliche Appellation hergestellt wird, sondern darüber hinaus die Konzeptualisierung generell betrifft.

Diese Ergebnisse werden im vorliegenden Unterkapitel zusätzlich mit den wenigen zum Schwedischen vorhandenen Untersuchungen gegengelesen.

Teleman¹³² hat eine Untersuchung zu dem Wort *rökare* und seiner Wiederaufnahme mit *han* gemacht. Er zieht daraus den Schlusssatz, dass das Pronomen *han* nicht mit einer genderunspezifisierenden Bedeutung anwendbar ist. Von 16 Zeichnungen, die er von seinen Informant_innen bekam, waren auf zehn männliche Figuren gezeichnet, während nur zwei eine Frau darstellen. Teleman findet dieses Ergebnis umso erstaunlicher, als Frauen den größten Anteil der Raucher_innen in Schweden ausmachen, das heißt nach seiner Auffassung, dass das soziale Gender eigentlich weiblich sei. Es zeigt sich an seiner kleinen Untersuchung jedoch anschaulich, dass ›reale‹ prozentuale Genderverteilungen nicht unbedingt stereotypen Gendervorstellungen entsprechen, wie auch an zahlreichen Beispielen der vorangegangenen Kapitel deutlich geworden ist. Darüber hinaus kann seine Untersuchung auch so gedeutet werden, dass die pronominale Wiederaufnahme durch *han* trotz einer stärker von Frauen ausgeübten Tätigkeit des Rauchens zu einer männlichen Genderkonzeptualisierung führt.

Kohlström¹³³ untersucht, wie die Wahl von Pronomina der dritten Person Singular Gendervorstellungen von Testpersonen beeinflusst. Ihre Untersuchungsgruppe besteht aus 40 Gymnasialschüler_innen, 18 Jungen und 22 Mädchen, die die gleichen Sätze bekommen haben, die sich nur darin unterscheiden, welche pronominalen Formen in ihnen vorkommen. Einige der Texte enthalten durchgängig die pronominale Form *han*, andere *den*, und wieder andere *han/hon* oder auch *hon*. Im Anschluss daran, dass die Testpersonen die kurzen Texte gelesen haben, wurden sie aufgefordert die dort Beschriebenen zu zeichnen. Kohlströms Resultate sind im Einzelnen:

- Das Pronomen *han* mit genderunspezifisierend intendierter Appellationsleistung wirkt nicht genderunspezifisierend. Sowohl die männlichen wie weiblichen Testpersonen haben nur sehr geringe Assoziationen zu einer potentiellen weiblichen Protagonistin.
- Die Ergebnisse für die Jungen sind relativ gleichmäßig auf die Formen *han*, *hon* und *den* verteilt. Sie assoziieren, bei der Benutzung von welcher Form auch immer, vor allem Männer.
- Die Mädchen assoziieren nur zu einem sehr geringen Grad weibliche Personen, haben sie einen Text mit der Form *han* gelesen.

¹³² TELEMAN: 1995.

¹³³ KOHLSTRÖM: 1997.

- Für einen Gebrauch der Formen *den*, *han/hon* und *hon* kann für die Mädchen kein Unterschied festgestellt werden, was darauf hindeutet, dass *den* stärker genderneutral als *han* für diese wirkt.

Kohlström liest aus diesen Ergebnissen eine Tendenz heraus, dass die Mischform *han/hon* anderen pronominalen Formen gegenüber vor zu ziehen sei, will man Texte genderunspezifisierend verfassen. Ihre Ergebnisse zeigen, dass die Form *han* in genderunspezifisierender Position nicht genderunspezifisierend wirkt.

Lehečková¹³⁴ erwähnt in ihrem typologischen Vergleich zu Gendermarkierungen bei personalen Appellationsformen verschiedener Sprachen,¹³⁵ dass sie schwedische Informant_innen darauf hin getestet hat, ob die Wahl einer derivierten substantivischen Appellationsform mit konventionalisiert genderspezifisierend weiblicher Appellationsleistung von der appellierten Position abhängt. Zu diesem Zweck hat sie das Wortpaar *lärarinna/lärare* getestet. Sie kommt zu dem Ergebnis, dass die Wahl der personalen Appellationsform für diesen Fall von soziolinguistischen Faktoren sowie von durch die Derivation potentiellen Bedeutungsveränderungen abhängt. Für den Fall *lärarinna* konstatiert sie die spezifizierte Bedeutung ›Grundschullehrerin‹. Leider macht sie keine genaueren Angaben zu ihrem Test sowie zu ihren Versuchspersonen, was deren Anzahl und soziologisch relevante Faktoren angeht, so dass ihre Ergebnisse nicht auf ihre Reliabilität hin beurteilt werden können.

Darüber hinaus ist die von Himanen¹³⁶ durchgeführte Fragebogenuntersuchung zu feministischen Sprachveränderungsstrategien in diesem Zusammenhang zu nennen, die bereits im siebten Kapitel eingehender diskutiert worden ist.

4.2.8 Zusammenfassung der Ergebnisse bisheriger Perzeptionsstudien

Es zeigt sich, dass jenseits von den unterschiedlichen Möglichkeiten Genderspezifisierung in einer Sprache zu realisieren, genderspezifisierend männliche Appellationsformen in den Sprachen, zu denen Perzeptionsstudien durchgeführt worden sind, zu einer konventionalisiert gender-

¹³⁴ LEHEČKOVÁ: 1998.

¹³⁵ Es handelt sich um die Sprachen Tschechisch, Englisch, Russisch, Ungarisch, Finnisch und Schwedisch.

¹³⁶ HIMANEN: 1990.

unspezifizierenden Appellation benutzt werden. Im Hinblick auf die Genderspezifizierung durch Personalpronomina können in dieser Hinsicht zudem weitgehende Übereinstimmungen zwischen dem Englischen und Schwedischen postuliert werden, die eine Übertragbarkeit der für das Englische gewonnenen Ergebnisse nahe legt.

Zusammenfassend können zu den Ergebnissen der bisherigen Studien, die in den vorangestellten Unterkapiteln differenziert nach verschiedenen Fragestellungen und -schwerpunkten besprochen worden, folgende übergreifende Ergebnisse festgehalten werden:

- Die Wahl der Sprachformen bezogen auf Genderdarstellungen und -spezifizierungen spielt eine Rolle in der kommunikativen Konzeptualisierung.
- Die Wahl von konventionalisiert genderunspezifizierenden Appellationsformen, die in der jeweiligen Sprache mit genderspezifizierend männlich appellierenden Formen übereinstimmen, führt signifikant zu einer stärkeren Konzeptualisierung von Männlichkeit bei Versuchspersonen über Unterschiede zwischen diesen hinweg. Henley (1989) fasst ihre Auswertung von ungefähr 20 Perzeptionsuntersuchungen zum Englischen zusammen: »So, does *man* [steht hier stellvertretend für die generische Verwendung von *man* wie auch *he* im Englischen; Anm. d. A.] embrace ›women‹? According to these findings, *man* most readily embraces ›man‹.«.¹³⁷
- Personen mit männlicher Genderidentität stellen sich in Relation zu Personen mit weiblicher Genderidentität häufiger Männer vor, wenn sie einen konventionalisiert genderunspezifizierten Text lesen oder hören als Frauen. Bis zu einem gewissen Grad beeinflusst die eigene Genderidentifikation die gegenderte Konzeptualisierung.
- Genderunspezifizierend appellierende Formen, die nicht mit genderspezifizierend männlich appellierenden in der jeweiligen Sprache übereinstimmen, besitzen ebenfalls einen männlichen Bias in der Konzeptualisierung, wenngleich dieser in Relation gesehen geringer ausfällt als bei genderunspezifizierend appellierenden Formen, die mit genderspezifizierend männlich appellierenden Formen zusammenfallen.
- Die explizite Nennung von genderspezifizierend weiblich appellierenden Formen führt jeweils zu den höchsten Werten hinsichtlich einer weiblichen Konzeptualisierung bei Testpersonen.

¹³⁷ HENLEY: 1989, 65.

Vor dem Hintergrund von psychologischen, pädagogischen und linguistischen Untersuchungen, die vor allem in Bezug auf das Englische in den 70er und 80er Jahren des 20. Jahrhunderts und in Bezug auf weitere Sprachen in den 90er Jahren des 20. Jahrhunderts durchgeführt worden sind, deren Ergebnisse alle in dieselbe Richtung weisen, ist es umso erstaunlicher, dass diese Forschung in Schweden nicht rezipiert worden ist und die einschlägige Diskussion zu Sprachveränderungen in keiner Weise beeinflusst hat. Gerade in Bezug auf die Rolle und den Status der genderunspezifisierenden Verwendung von *he* im Englischen zeigen sich große sprachstrukturelle und Sprachgebrauchs-Übereinstimmungen mit dem Schwedischen *han*. Viele der Ergebnisse der englischsprachigen Studien zum genderunspezifisierenden Gebrauch der pronominalen Form *he* werden in der vorliegenden Untersuchung als auf das Schwedische übertragbar interpretiert. Perzeptionsuntersuchungen zum Schwedischen zur Konzeptualisierung von Gender im Zusammenhang mit personalen Appellationsformen sind nicht zu finden, wie im vorangegangenen Unterkapitel deutlich geworden ist.

At least two things are striking about such experiments. One is that we do not seem to have strong mental images of androgyny to match genderneutral terms. Another is the fact that even though most teachers and social workers are in fact female, the terms themselves, even though not formally marked for gender, evoke primarily male images.¹³⁸

Romaines erstes zusammenfassendes Resultat bisheriger Perzeptionsstudien deutet daraufhin, dass die Idee von genderunspezifisierender Appellation, wie sie in Grammatiken verankert ist, vielleicht gar nicht möglich ist und als solche hinterfragt werden muss. Dies würde zugleich bedeuten, dass nicht überprüft werden muss, ob genderunspezifisierende Appellationen tatsächlich genderunspezifisierend sind, wenn dies von vornherein schon als Möglichkeit einer Konzeptualisierung in Frage steht. Aus dieser Perspektive besteht die einzige Möglichkeit darin, eine genderausgeglichene Appellation zu schaffen, die bei Kommunikationsteilnehmenden ebenso viele weibliche wie männliche Konzeptualisierungen wecken kann.

Viele der in der vorangegangenen Unterkapiteln besprochenen Studien basieren auf der Annahme, dass, wenn eine Appellation zu genderausgewogenen Ergebnissen kommt, die entsprechende Form als gender-

¹³⁸ ROMAINE: 1999, 107–108.

unspezifizierend aufgefasst werden kann. In der vorliegenden Studie wird hingegen davon ausgegangen, dass zwischen einer genderausgewogenen und einer genderunspezifizierenden Appellation differenziert werden muss. Eine genderunspezifizierende Appellation ist nur in den Fällen denkbar, in der die Appellation nicht zu einer auf eine bestimmte einzelne Person konkretisierte Konzeptualisierung führen muss. Ist dies jedoch der Fall, wird die Möglichkeit einer genderunspezifizierenden Konzeptualisierung bei der derzeitigen durchgängigen Relevanz von Gender als naturalisierter Dichotomie in Frage gestellt.

4.3 Perzeptionsstudien zu personalen Appellationsformen im Schwedischen

En hotelldetektiv gick ensam längs en korridor i ett stort hotell. Plötsligt hörde han en kvinna skrika »För Guds skull John, skjut mig inte.« Sedan hördes ett skott. Han sprang till rummet från vilket skottet hade kommit och rusade in genom dörren. I ett hörn låg en kvinna som hade blivit skjuten rakt genom hjärtat. Mitt på golvet låg mordvapnet och på andra sidan rummet stod tre personer: en brevbärare, en advokat och en revisor. Detektiven tittade på dem en liten stund innan han grep tag i brevbäraren och sa »Jag arresterar dig för mordet på denna kvinna.« Det var faktiskt brevbäraren som mördat henne, men hur kunde detektiven veta det? Han hade ju aldrig tidigare sett någon av de tre som var i rummet. Hur kunde han vara så säker?¹³⁹

Die Ergebnisse der vor allem englischsprachigen Untersuchungen werden in diesem Unterkapitel durch Untersuchungen zum Schwedischen ergänzt. Die in diesem Kapitel vorgestellten Tests bauen dabei aufeinander auf.

4.3.1 Perzeptionsstudien zum grammatischen Normbewusstsein

Das Erkenntnisinteresse des ersten Tests ist die Untersuchung des grammatischen Normbewusstseins bei schwedischen Muttersprachler_innen hinsichtlich pronominaler Wiederaufnahmen von genderunspezifizierend verwendeten substantivischen personalen Appellationsformen. Wie im vierten Kapitel zu sehen ist, vermeiden schwedische Grammatiken eine explizite Behandlung dieses Themas, so dass eine empirische Überprüfung des grammatischen Normbewusstseins als erste Stufe einer Untersuchung notwendig ist.

¹³⁹ Zitiert in ROSSENBECK: 1995, 56.

Das Korpus besteht aus 30 Testbögen mit je acht Satzpaaren, von denen drei Satzpaare im zweiten Satz eine pronominale Appellationsform, das das personal appellierende Substantiv des ersten Satzes wieder aufnimmt, aufweisen. Die Reihenfolge der Sätze ist durch Losprinzip entschieden worden, ebenso die Verteilung von Objekt- und Subjektformen in der pronominalen Wiederaufnahme. 16 Bögen haben ausschließlich einfache pronominale Formen, bei 14 Bögen ist einer von drei Sätzen mit einer Doppelnennung pronominalisiert (*studioman ... han eller hon; en barnmorska ... hon eller han*). Die unterschiedliche Kombination pronominaler Formen auf den Bögen soll Aufschluss darüber geben, ob die Verwendung einer pronominalen Doppelform in einem Fall Auswirkungen auf das grammatische Normbewusstsein gegenüber den anderen pronominalen Formen des Testbogens zeigt. Daraus ergeben sich vier verschiedene Testbögen mit folgenden untersuchungsrelevanten personalen Appellationsformen in Kombination:

Testbogen	1A	1B
<i>sjuusköterska</i>	<i>henne</i>	<i>henne</i>
<i>studioman</i>	<i>han</i>	<i>han eller hon</i>
<i>lärare</i>	<i>honom</i>	<i>honom</i>
	2A	2B
<i>konstnär</i>	<i>han</i>	<i>han</i>
<i>barnmorska</i>	<i>hon</i>	<i>hon eller han</i>
<i>läkare</i>	<i>honom</i>	<i>honom</i>

Die Untersuchungsgruppe besteht aus 30 Personen, die einen Kurs am Institut für schwedische Sprache der Universität Göteborg im Bereich Linguistik besuchen. Es sind Testpersonen, bei denen auf Grund ihrer Studienfachwahl von einem relativ hohen linguistischen Normbewusstsein oder einer bewussten Reflexion linguistischer Normen ausgegangen werden kann. Diese werden gebeten, den Testbogen entsprechend den Anweisungen auszufüllen. Es wird ihnen vermittelt, dass es um eine stilistische Untersuchung geht. Auf jedem Testbogen findet sich folgende Einführung in die Aufgabenstellung: »Läs följande meningar. Tror du att de kunde hittas i ett modernt lexikon eller en modern enspråkig ordbok? Finns det delar av meningar eller hela meningar som är konstiga för dig? Stryk under och formulera gärna alternativ under!« Durch die hohe Anzahl von divergierenden Sätzen, die nicht Eingang in die Untersuchung finden, soll verhindert werden, dass die Testpersonen sich über die kon-

krete Zielsetzung der Untersuchung im Klaren sein könnten und dann nach sozialer Erwartbarkeit antworten.

Die Ergebnisse der Untersuchung sind im Einzelnen:

- In Testbogen 1A finden sich zusammen genommen fünf Anstreichungen durch die Testpersonen bei insgesamt 24 Möglichkeiten (acht Bögen à drei Sätze). Im Testbogen 1B sind zusammen genommen drei Anstreichungen bei 21 Möglichkeiten (sieben Bögen à drei Sätze) vorgenommen worden.
- Die beiden verschiedenen Pronominalisierungen von *studioman* (einmal *han*, einmal *han eller hon*) sind von keiner Versuchsperson angestrichen worden. Das heißt, dass die konventionalisiert genderspezifizierende Appellation durch *han* hier neben der pronominalen Doppelform als korrekt akzeptiert wird. Beide Formen scheinen im schriftsprachlichen Gebrauch für schwedische Muttersprachler_innen mit einem relativen hohen grammatischen Normbewusstsein gleichermaßen akzeptabel zu sein.
- Die Bildung *sjuksköterska ... av henne* ist in beiden Gruppen je zweimal angestrichen, ohne dass gleichzeitig Veränderungsvorschläge gemacht werden. Da der gesamte Ausdruck angestrichen worden ist, kann es sich hier auch um eine syntaktische Umstellung handeln, die von anderen Versuchspersonen ebenfalls durchgeführt worden ist.
- Das Wortpaar *lärare ... honom* ist in 1A dreimal angestrichen: einmal ohne Veränderungsvorschlag, einmal ist es zu der Form *henne* verändert und einmal zur Pluralform *dem*. In 1B ist *honom* einmal und ohne Veränderungsvorschlag unterstrichen.
- Im Testbogen 2A finden sich keine Anstreichungen. In Testbogen 2B ist *konstnär ... han* einmal zu *konstnär ... han eller hon* verändert. In diesem Bogen kommt eine andere Doppelnennung vor (*barnmorska ... hon eller han*), die für diese Veränderung ausschlaggebend gewesen sein kann. Die dritte pronominale Wiederaufnahme (*läkare ... honom*) ist nicht verändert worden, so dass es sich hier wiederum nicht um eine generelle Änderungsstrategie zu handeln scheint, sondern sie in Abhängigkeit von der verwendeten, personal appellierenden Substantiven betrachtet werden muss.
- In Testbogen 2B ist von 45 pronominalen personalen Appellationsformen insgesamt nur eine angestrichen worden. Dies spricht dafür,

dass die genderunspezifisierende Verwendung der pronominalen Formen *han* und *honom* als grammatikalisch korrekt angesehen wird.

Aussagen über Anstreichungen in Abhängigkeit von dem Faktor der Genderidentität der Testpersonen können nicht gemacht werden, da von 30 Teilnehmenden nur vier eine männliche Identität angegeben haben. Alle Veränderungen sind von Frauen gemacht worden, keine von einem Mann. Zehn Teilnehmende waren zwischen 20 und 30 Jahren, 13 zwischen 31 und 40 Jahren. Unter 20 gibt es nur eine Teilnehmerin, über 40 sechs Teilnehmende. Die Anstreichungen lassen keine klare Altersstendenz erkennen.

Besonders interessant und auffällig ist die mehrfache Anstreichung des Wortpaares *lärare* ... *honom*. Dies könnte darauf hindeuten, dass es zu bestimmten personalen Appellationsformen relativ feste konzeptuelle Genderkonzeptualisierungen zu einem bestimmten Zeitpunkt in einer Gesellschaft gibt. Der schwedische Arbeitsmarkt ist stark gendersegregiert, und der Beruf der Lehrerin/des Lehrers wird hauptsächlich von Frauen ausgeübt und besitzt eine genderstereotype Konzeptualisierung. Das Anstreichen der Kombination *lärare* ... *honom* kann darauf hindeuten, dass die Unmöglichkeit einer genderunspezifisierenden Konzeptualisierung zum Tragen kommt und mit der Verwendung der pronominalen Form das gesellschaftliche Genderstereotyp zum Ausdruck gebracht wird. Dies zeigt, dass die Form *han* nicht genderunspezifisierend konzeptualisiert und die Form *lärare* eine so starke soziale genderstereotype Konzeptualisierung besitzt, dass eine Pronominalisierung durch *han* in Frage gestellt sein kann. Die personale Appellationsform *lärare* würde in Levinsons¹⁴⁰ Differenzierung zwischen semantischer und konzeptueller Repräsentation¹⁴¹ ein Spektrum verschiedener konzeptueller Repräsentationen mit Bezug auf Gender bieten. In Fällen, in denen es eine gesellschaftlich relativ festgefügte Genderkonzeptualisierung einer bestimmten Tätigkeit gibt, besteht diese konzeptuelle Repräsentation unabhängig davon, wie die semantische Repräsentation beschaffen ist. Als Resultat dieses Ergebnisses ist es möglich, eine Hierarchie beeinflussender Faktoren für Genderkonzeptualisierungen auf der Grundlage des Modells von Levinson aufzustellen: Die semantische Repräsentation spielt in den Fällen eine entscheidende Rolle für die Herausbildung der Genderkon-

¹⁴⁰ LEVINSON: 1997.

¹⁴¹ Vgl. HORNSCHIEDT: 2006a.

zeptualisierung, in denen es nicht starke und festgefügte, sozial bedingte Genderkonzeptualisierungen zu einem bestimmten Berufsbild gibt. Sind diese vorhanden, sind sie stärker beeinflussende, kontextuelle Faktoren als die semantische Genderrepräsentation, die im Fall von *lärare* eine männlich prototypische Vorstellung erwarten lassen würde. Es handelt sich um eine dynamische Hierarchisierung verschiedener Faktoren, die sich über soziale und historische Veränderungen hinweg verändern kann. Ihre kulturelle Bestimmtheit und Abhängigkeit ist offensichtlich.¹⁴² Dieses Ergebnis schließt nicht aus, dass es weitere kontextuelle Faktoren gibt, in die diese Form der Hierarchisierung der bestimmenden Faktoren mit berücksichtigt werden müssen.

Es ergeben sich als ein Ergebnis des grammatischen Normtests folgende Optionen für eine Hierarchisierung der zuvor angesprochenen Faktoren:

Besteht zum Interaktionszeitpunkt ein gesellschaftlich relativ normiertes und festgefügtes Bild des sozialen Genders von *lärare* als prototypisch weiblich, bedingt dies eine konventionalisiert genderspezifizierend weibliche Konzeptualisierung. Die semantische Repräsentation der substantivischen personalen Appellationsform *lärare* als genderspezifizierende bedingt auf der grammatischen Ebene einer pronominalen Wiederaufnahme mit dem Pronomen *han*. Die starke gegenderte gesellschaftliche Stereotypisierung der mit der Appellationsform *lärare* verbundenen Konzeptualisierung führt zu einer genderspezifizierend weiblichen Vorstellung in einer generischen Verwendung der Appellationsform. Soziale Stereotypisierung wirkt stärker auf die konzeptuelle Repräsentation als die semantische Repräsentation. Der gesellschaftliche Kontext ist ein wichtigerer Faktor für die konzeptuelle Repräsentation als die semantische Repräsentation in einer konkreten Interaktionssituation. Zugespitzt formuliert bedeutet dies, dass die Relation der semantischen Repräsentation zur konzeptuellen in Bezug auf Gender in diesem Fall nicht vorhanden ist. Fokussiert man also den Faktor Gender, so kann nicht von einer Übersetzungsleistung der konzeptuellen in die semantische Repräsentation gesprochen werden, wie Levinson es als Grundmodell annimmt,¹⁴³

¹⁴² Dieser These liegt die Auffassung zu Grunde, dass die semantische Repräsentation in Form von generischen personal appellierenden Substantiven per se ein männliches Bias besitzen.

¹⁴³ Vgl. HORNSCHIEDT: 2006a, Kapitel 3 für eine ausführlichere Diskussion des Modells von LEVINSON: 1997.

sondern von einer konzeptuellen Repräsentation, die von anderen Faktoren bestimmt wird. Die solchermaßen beeinflusste oder sich konstituierende konzeptuelle Repräsentation kann zum Ergebnis haben, dass eine nachfolgende semantische Repräsentation von Seiten der Rezipierenden zu einer Angleichung der semantischen an die konzeptuelle Repräsentation führt. Dies wird in der vorliegenden Untersuchung in der Ersetzung der Form *honom* durch *henne* als pronominale Wiederaufnahme zu *lärare* deutlich.

Besteht zum Interaktionszeitpunkt kein gesellschaftlich festgefügtes Genderkonzept zu einer bestimmten Tätigkeit, die mit einer substantivischen Appellationsform personal benannt wird, so wird die Regel der männlichen Prototypik für eine allgemeinmenschliche Vorstellung aufgerufen. Die semantische Repräsentation von zum Beispiel der Appellationsform *konstnär*, wie sie in der Pronominalisierung durch *han* zum Ausdruck kommt, stimmt mit einer konzeptuellen Repräsentation auf Seiten der Hörenden einer männlichen Person überein oder noch allgemeiner einer prototypisch männlichen Konzeptualisierung als allgemeinmenschliche als Regelfall. Bietet der gesellschaftliche Kontext für bestimmte Tätigkeiten keine relativ festen und normierten Vorgaben für eine gegenderte Konzeptualisierung, so wird die Regel des Männlichen als allgemeinmenschlicher Prototyp aufgerufen.

Darüber hinaus müssen weitere Faktoren hier mit einbezogen werden, wie persönliche Vorerfahrungen jenseits oder in Ergänzung zu gesellschaftlich relativ festgefügtten Vorgaben durch beispielsweise persönliche Bekanntschaften mit entsprechenden Personen. Der Faktor des gesellschaftlich festgefügtten Genderkonzepts muss mit verschiedenen anderen, potentiell beeinflussenden Faktoren wie Schicht, Status und Profession gegen gelesen und zu diesen in Relation gesetzt werden. So ist die Frage, ob es in der Gesellschaft ein festgefügttes Genderkonzept zu einer bestimmten Tätigkeit oder Profession gibt, immer auch eine relative Frage. Ab wann im Sinne der oben aufgestellten Hierarchie von einem festgefügtten Genderkonzept zu einem bestimmten historischen Zeitpunkt und unter bestimmten situativen Gegebenheiten gesprochen werden kann, ist nicht generalisierbar, sondern kann nur in Relation zu anderen Faktoren, wie beispielsweise der semantischen Repräsentation im vorliegenden Fall, bleibt man in Levinsons Modell, beantwortet werden.

Durch den Vortest wird deutlich, dass die Verwendung genderunspezififizierender Pronomina, die zugleich auch genderspezififizierend männ-

lich appellieren, nicht gegen das grammatische Normverständnis verstößt. Vergleichbar zu der Verwendung der Form *he* zur genderunspezifizierenden Appellation im Englischen entspricht auch die Form *han* in dieser Verwendungsweise dem grammatischen Normbewusstsein schwedischer Muttersprachler_innen. Die in Wörterbüchern aufgestellte Regel, dass das Pronomen *han* genderspezifisierend männlich appelliert,¹⁴⁴ kann aufbauend auf diesen grammatischen Normtest um die Aussage ergänzt werden, dass es konventionalisiert auch genderunspezifisierend appelliert. Dies ist in den Wörterbüchern nur als eine untergeordnete Bedeutungsnuance des Wortes *han* erwähnt und bleibt in grammatischen Darstellungen in der Regel ausgelassen.¹⁴⁵ Diese Untersuchung bildet die Voraussetzung, um zu untersuchen, welche Konzeptualisierungen Sprecher_innen mit den Pronominaformen verbinden. Als ein zusätzliches Ergebnis des ersten Tests konnte gezeigt werden, dass substantivische personale Appellationsformen unterschiedlich stark gegendert konzeptualisiert sind, was Auswirkungen auf die Pronominalisierung dieser Formen haben kann.

In dem zweiten Test ist das Erkenntnisinteresse darauf gerichtet, den grammatischen Normtest zu verbessern und mit einer größeren Zahl von Informant_innen durchzuführen, um die Reliabilität der Ergebnisse des ersten Tests zu überprüfen. Zum zweiten sollen die unten vorgestellten Gruppen von Substantiven den Ausgangspunkt für einen Produktionstest bilden, der anhand eines Lückentests durchgeführt werden soll. Während der grammatische Normtest auf das Normverständnis der Versuchspersonen rekurriert, soll der Produktionstest darüber hinausgehend zeigen, welche Pronomina die Versuchspersonen selbst für genderunspezifisierende Appellationen verwenden. In Zusammenhang damit werden Gender, Alter und feministische Vorerfahrungen abgefragt, um zu sehen, ob diese Faktoren eine signifikante Korrelation mit den Antworten der Informant_innen besitzen.

Es werden unterschiedliche Bildungsmuster für genderspezifisierende Appellation unterschieden, die so getestet werden:

- Zu der ersten Gruppe zählen die Appellationsformen, in denen eine konventionalisiert genderspezifisierend weibliche Appellation produ-

¹⁴⁴ Vgl. HORNSCHIEDT: 2006a für eine entsprechende Analyse.

¹⁴⁵ Vgl. die entsprechenden Analysen ebd.

ziert wird. Die Appellationsformen der ersten Untergruppe zeichnen sich dadurch aus, dass sie konventionalisiert grammatikalisiert durch Suffigierungen oder durch zweite Glieder in Komposita lexikalisiert die potentielle genderspezifizierend weibliche Appellation herstellen.¹⁴⁶ Eine Pronominalisierung findet entsprechend in der Regel durch genderspezifizierend weibliche Pronomina statt. Die getesteten Formen dieser Gruppe sind *sjuusköterska*, *barmorska*, *skådespelerska*, *författarinna*, *idrottstjej*. In der zweiten Untergruppe ist die konventionalisiert genderspezifizierend weibliche Appellation ausschließlich über soziale Stereotypisierung hergestellt. Die beiden Formen *lärare* und *städhjälp* appellieren konventionalisiert auf Frauen, da beide Berufe hauptsächlich von diesen ausgeübt werden. Die gesellschaftliche soziale Stereotypisierung der Tätigkeiten als weiblich wird als hoch angenommen und soll durch die Untersuchung getestet werden.

- Zu der zweiten Gruppe zählen Appellationsformen, die konventionalisiert mit genderspezifizierend männlichen Vorstellungen verbunden sind. Bei den Formen der ersten Untergruppe ist die konventionalisiert männliche Genderspezifizierung durch die Form *man* als zweites Glied der Komposita zum Ausdruck gebracht oder es findet sich eine dieselbe Tätigkeit bezeichnende, genderspezifizierend weibliche Form, die den genderspezifizierend männlichen gegenüber gestellt werden kann. Die zu untersuchenden Formen dieser Gruppe sind *studioman*, *skådespelare*, *författare*, *idrottsman*. Ob die Form *-man* konventionalisiert männliche Konzeptualisierungen bedingt, ist in der Untersuchung festzustellen. In der zweiten Untergruppe befinden sich personal appellierende Substantive, deren genderspezifizierend männliche Konzeptualisierung ausschließlich über sozial stereotype Vorstellungen getragen ist. Hier werden die Formen *stridspilot* und *maskinist* untersucht.
- Zu der dritten Gruppe zählen die personalen Appellationsformen, die keine konventionalisiert stereotype gegenderte Zuordnung erwarten lassen. Dazu gehören als erste Untergruppe die Berufsbezeichnungen *konstnär*, *läkare* und *handledare*. Bei diesen Berufsbezeichnungen wird keine genderstereotype Konzeptualisierung erwartet, sie können sowohl auf Frauen wie auf Männer appellieren, ohne dass ausschließlich von der Form her eine bestimmte Genderidentität eher assoziiert

¹⁴⁶ Vgl. ebd.

wäre. Zur zweiten Untergruppe gehören unterschiedliche Funktions- und Tätigkeitsbezeichnungen wie *elev*, *cyklist*, *medborgare*, *föreståndare*, *partimedlem*, *idrottsstjärna*, *förälder* und *människa*. Die personalen Appellationsformen dieser Gruppe beziehen sich nicht auf Funktionen, die hinsichtlich sozialer Erwartbarkeit unbedingt eher Frauen oder Männer zugesprochen werden können. Es wird erwartet, dass sie deswegen am ehesten genderunspezifisierend oder genderausgewogen verstanden werden können. *Idrottsstjärna* wird als Pendant zu *idrottstjej* und *idrottsman* betrachtet.

Als Hilfsmittel für die Bildung generisch appellierender Sätze mit diesen Formen ist Berufsorientierungsmaterial der staatlichen schwedischen Organisation *arbetsförmedlingen* sowie Lexikaeinträge benutzt worden. Im Folgenden sind die so gebildeten Sätze nach den oben aufgestellten Gruppen wiedergegeben.

1A

barnmorska – En barnmorska sköter gravida kvinnor innan och under barnets födelse. Mestadels arbetar hon på sjukhus eller förlossningshem./ Sjukhus och förlossningshem är arbetsplatser för henne/Hennes arbetsplats är mestadels på sjukhus eller förlossningshem.

Idrottstjej – En idrottstjej utövar idrott. Hon kan vara mycket framstående inom viss idrott.

1B

lärare – En lärare ägnar sig yrkesmässigt åt undervisning. Hon arbetar normalt i skolan./Den mest vanliga arbetsplatsen för henne är skolan./ Hennes mest vanliga arbetsplats är skolan.

Städhjälp – Ett städhjälp ordnar och rengör i hushållet. Oftast är hon privat anställd.

2A

studioman – En studioman arbetar i en TV-studio. Han har ett s. k. mediejobb./Hans yrke tillhör mediebranschen.

Idrottsman – En idrottsman utövar idrott. Vanligt gör han det på hög nivå.

2B

stridspilot – En stridspilot måste veta exakt vad han gör i alla lägen. Han är tränad att alltid kontrollera sina impulser./Det finns speciella träning för honom för att kontrollera sina impulser.

maskinist – En maskinist kan arbetar på olika ställen. Han kan t.ex. sköter maskin på teatern.

3A

konstnär – En konstnär arbetar idag med en mängd olika material och uttryck. Ofta går han över gränserna mellan foto, måleri, performance och

video./Det är spännande för honom att gå över gränserna mellan foto, måleri, performance och video.

Idrottsstjärna – En idrottsstjärna utövar idrott. Han är mycket framstående inom viss idrott.

3B

cyklist – En ivrig cyklist brukar cykla istället för att åka bil. Normalt har han en särskild bra cykel./Det är viktigt för honom att ha en särskild bra cykel.

immigrant – Den vuxna immigranten har i det nya landet små möjligheter. Ingen vet ju vem han är, varifrån han kommer, vad han är bra på, vilka personliga egenskaper, kunskaper och kvaliteter han besitter./Det är också svårt för honom att få fortsätta inom sitt yrke.

Der Testaufbau erfolgt nach dem folgenden Muster

Testbogen	1	2	3/7	4	5	6/8
1A	bammorska	idrottstjej			bammorska	
1B			lärare	städhjälp		lärare
2A	idrottsman	studioman			studioman	
2B			stridspilot	maskinist		stridspilot
3A	konstnär		idrottsstjärna		konstnär	
3B		cyklist		immigrant		immigrant

Als nicht weiter zu analysierenden Zerstreuungssätze sind die folgenden Sätze gebildet worden.

4 *Som videojockey måste man presentera videos i TV. När man står framför kameran är man hårt styrd av en regissör hela tiden.*

5 *För att jobba som åklagare eller domare ska man ha genomgått notariemeritering. Det är två års, handledd tjänstgöring vid en tingsrätt eller länsrätt.*

6 *Tjänstemän är anställda för att utföra uppgifter som har mer anknytning till administration än till direkt produktion. Vanligtvis arbetar de på kontor.*

7 *Supportingenjörens huvudsakliga arbetsuppgifter består i att utveckla programverktyg. De ska användas för att lösa problem som uppstår i kundernas telefonväxel.*

8 *Kvalificerad yrkesutbildning är en ny form av eftergymnasial utbildningen. Teori och praktik kombineras här.*

Es sind stilistische und grammatische ›Fehler‹ in die Sätze eingebaut worden, um die Aufmerksamkeit nicht auf personale Appellation zu fokussieren. Einführend findet sich auf den Testbögen die Arbeitserklärung für die Testpersonen: »Läs följande meningar. De kunde hittas i ett modernt

lexikon eller en modern enspråkig ordbok. Finns det delar av meningar eller hela meningar som är konstiga för dig? Formulera alternativ under!« Wie auch schon im Vortest ist die einführende Erklärung so formuliert worden, dass die Versuchspersonen am ehesten genderspezifisierende Appellationen erwarten sollen sowie eine konventionelle, allgemeinverständliche und schriftsprachliche Stilebene. Die Satzreihenfolge auf den einzelnen Testbögen ist durch Losverfahren bestimmt worden.

In den ersten vier Bögen wird die pronominale Appellation durch Subjektformen, in den Bögen 5 und 6 durch Objekt- bzw. Possessivformen realisiert, und in den Bögen 7 und 8 wird die genderspezifisierend weibliche Appellation auf *lärare* durch eine genderspezifisierend männliche ersetzt. Es entstehen Bögen mit den folgenden Satzkombinationen:

Bogen 1	5 4 8 6 1 7 3 2
Bogen 2	3 2 6 8 7 5 1 4
Bogen 3	6 7 1 8 5 3 2 4
Bogen 4	8 5 3 6 7 4 1 2
Bogen 5	4 5 8 3 6 2 7 1
Bogen 6	6 4 7 3 8 1 2 5
Bogen 7	entspricht Bogen 3
Bogen 8	entspricht Bogen 6

Es sind über 300 Bögen ausgeteilt und verschickt worden, von denen 122 Bögen letztendlich als auswertbar in der Analyse berücksichtigt werden können.¹⁴⁷ Die relativ geringe Rücklaufquote wird dem Versuch zugeschrieben, eine möglichst breite Bevölkerungsgruppe jenseits universitärer Bildungseinrichtungen anzusprechen. Dies führt dazu, dass der Testbogen 2 und 5 nicht in der Auswertung vertreten sind. Es wurden Testbögen in verschiedenen Einrichtungen der außeruniversitären Erwachsenenbildung in Göteborg und Stockholm verteilt. Wie zu sehen sein wird, ist die größte Rücklaufquote bei den Universität zu verzeichnen. Im Folgenden erfolgt eine Auswertung der einzelnen Testbögen.

Testbogen 1 ist von insgesamt 38 Personen, die Schwedisch an der Göteborger Universität im Anfangsstadium studieren im Frühjahr 1999 ausgefüllt worden. Die personalen Appellationsformen, die auf diesem Testbogen von Interesse sind, sind die Verbindungen *barnmorska* ... *hon*, *konstnär* ... *han* und *idrottsman* ... *han*. Das Pronomen *hon* ist in der Verbindung *barnmorska* ... *hon* von acht Personen zu der Doppelform

¹⁴⁷ Zurückgeschickt wurden 144 Bögen. Die nicht berücksichtigten Bögen stammen von Testpersonen, die nicht schwedisch als Muttersprache angegeben haben.

han eller hon verändert worden, von sechs Personen ist die pronominale Form durch das personal appellierende Substantiv *barnmorska* ersetzt worden. Die Verbindung *konstnär ... han* ist von sieben Personen zur Doppelform *han eller hon* verändert worden, fünf haben eine neue syntaktische Konstruktion vorgeschlagen und zweimal wurde die pronominale Wiederaufnahme in den Plural umgeändert. Die Verbindung *idrottsman ... han* wurde viermal zur Doppelform *han eller hon* verändert und sechsmal wurde eine neue syntaktische Konstruktion gewählt, die eine Wiederaufnahme unnötig macht. Insgesamt zeigt sich eine Tendenz, die genderstereotyp entsprechenden genderspezifisierenden pronominalen Wiederaufnahmen als korrekt zu akzeptieren. Neben der Veränderung einer einfachen pronominalen Form in die Doppelform *han eller hon* ist eine syntaktische Umformulierung, die die doppelte personale Appellation unnötig macht, sowie eine Wiederholung des personal appellierenden Substantivs als Strategien jeweils mehrmals zu finden.

Testbogen 3 ist von sieben Personen an der *Folkuniversitet* in Göteborg und von sechs Personen, die an der Universität Göteborg studieren ausgefüllt worden, der identische Testbogen 7 von 23 Personen. Sechs von ihnen studieren Grundschullehrer/in mit naturwissenschaftlicher Ausrichtung an der Universität Uppsala, 17 haben einen berufsorientierenden Kurs an der *Kvinnofolkhögskola* in Göteborg belegt. Diese Zielgruppe ist für die Untersuchung hinzugezogen worden, da bei dieser am ehesten potentiell feministische Einstellungen und Kenntnisse zu erwarten sind und so getestet werden sollte, ob diese eine Auswirkung auf das stilistische Normempfinden haben. Die drei personal appellierenden Bildungen, die auf diesem Testbogen von Interesse sind, sind *lärare ... hon* (Testbogen 3) *han* (Testbogen 7), *idrottsstjärna ... han* und *stridsplanet... han*.

Die Sätze mit *lärare ... hon* sind in allen 13 Bögen, in denen diese vorkommt, verändert worden und bis auf zwei Ausnahmen in denselben Bögen auch die Bildung *idrottsstjärna ... han*. In acht Fällen wurde die Form *hon* durch *han eller hon*, *hon eller han* oder *han/hon* ersetzt, in zwei Fällen eine syntaktische Neukonstruktion vorgeschlagen und in zwei Fällen die pronominale Singularform durch eine substantivische Pluralform ausgetauscht. In einem Fall ist die Form mit einem Fragezeichen versehen.

Von den 23 Bögen mit *lärare ... han* ist in neun Fällen die Bildung *idrottsstjärna ... han* verändert worden: Fünfmal wurde das Pronomen

han unterstrichen und davon einmal mit dem Zusatz »varför han?« versehen, ohne dass eine weitere Umbildung vorgeschlagen worden ist. In vier Fällen ist die Satzkonstruktion so verändert worden, dass eine pronominale Wiederaufnahme weggefallen ist. Die Bildung *lärare ... han* ist 14mal verändert worden: Fünfmal ist die Satzbaukonstruktion verändert worden, so dass die pronominale Wiederaufnahme weggefallen ist, dreimal ist *han* durch eine pronominale Doppelform ersetzt worden.¹⁴⁸ Zweimal ist *han* durch die Pluralform *de* ausgewechselt worden, viermal wurde die pronominale Form lediglich unterstrichen und davon einmal wiederum mit der kommentierenden Frage »varför han?« versehen. Die Verbindung *stridspilot ... han* hingegen ist in nur in zwei der insgesamt 36 Bögen, in denen diese Bildung vorkommt, verändert worden. Einmal ist die Frage formuliert worden, ob es sich ausschließlich um Männer handeln würde, einmal ist die Form durch eine pronominale Doppelform ersetzt worden. Es zeichnet sich wie schon im Vortest eine Tendenz ab, dass stereotype Gendervorstellungen in Bezug auf Männlichkeit als allgemeinmenschlich gelten, was für den Satz mit *stridspilot* zutrifft, wohingegen eine stereotyp weibliche Vorstellung einer bestimmten Berufstätigkeit nicht als exemplarisch für eine allgemeinmenschliche Vorstellung fungieren kann, was die Veränderung der Bildung *lärare ... hon* in allen 13 Fällen belegt. Die häufig nachgewiesene Veränderung der Bildung *lärare ... han* zeigt darüber hinaus, dass in Bezug auf die mit dieser personalen Appellationsform verbundene Konzeptualisierung ein relativ hohes gesellschaftliches Bewusstsein hinsichtlich der Frage der prototypischen Gendervorstellung besteht, die am ehesten in eine Veränderung pronominaler Formen hin zu Doppel- oder Pluralformen mündet. Weder die genderspezifizierend männliche noch die genderspezifizierend weibliche pronominale Form finden bei der Wiederaufnahme der Form *lärare* in einem generischen Text eine allgemeinere Akzeptanz bei den Testpersonen. Für die personale Appellationsform *idrottsstjärna* wird hingegen eine eher konventionalisiert weibliche Konzeptualisierung angenommen, in der die Form in impliziter Opposition zu *idrottsman* steht. Die Veränderung der pronominalen Wiederaufnahme in diesem Satz wird dieser Konzeptualisierung zugerechnet.

Testbogen 4 ist insgesamt von 34 Personen bearbeitet worden. Alle studieren Schwedisch als Distanzkurs an der Göteborger Universität. Die

¹⁴⁸ In einem Fall durch *han/hon*, in den anderen durch *han eller hon*.

auf diesem Bogen zu analysierenden Testsätze beinhalten die Formen *immigrant ... han, städhjälp... hon, maskinist ... han*. Für *immigrant ... han* finden sich sechs Veränderungen: viermal ist *han* durch die Doppelform *han eller hon* ersetzt worden, zweimal durch die pronominale Pluralform *de*. Bei den Appellationsformen *städhjälp ... hon* finden sich von 34 Bögen acht mit Veränderungsvorschlägen: dreimal wird das Substantiv *städhjälp* wiederholt, einmal die pronominale Form *hon* durch das Indefinitpronomen *man* ersetzt und viermal wird der Satz so umformuliert, dass keine doppelte personale Appellation notwendig ist. Bei *maskinist ... han* wird achtmal eine veränderte Satzkonstruktion vorgeschlagen, die eine doppelte personale Appellation unnötig macht, zweimal wird das Substantiv wiederholt. Es zeigt sich auch in diesem Testbogen eine relativ geringe Akzeptanz der genderspezifizierend weiblich appellierenden pronominalen Form *hon* als genderunspezifizierende auch bei angenommenem stereotyp weiblicher Konzeptualisierung, wie bei der Form *städhjälp*. Eine Veränderung zu der pronominalen Doppelform findet in diesen Fällen hingegen nicht statt. Diese wird demgegenüber in einer geringen Zahl der Fälle für *immigrant* vorgeschlagen. Auch bei *maskinist*, einer mit stark männlich stereotyper Gendervorstellung angenommene personale Appellationsform, findet sich keine Veränderung hin zu der pronominalen Doppelform.

Testbogen 6 sind die drei interessierenden personal appellierenden Verbindungen *immigranten ... honom, lärare ... hennes* und *stridspilot ... han ... honom*. Der Bogen ist elfmal von Studierenden der Universität Uppsala mit dem Studienziel Grundschullehrer/in mit mathematischer und naturwissenschaftlicher Ausrichtung ausgefüllt worden. Die einzigen Veränderungen finden sich für die Bildung *lärare ... hennes*. In fünf Fällen wird eine syntaktische Umformulierung vorgeschlagen, die die pronominale Wiederaufnahme vermeidet, zweimal ist die Form *hennes* ohne weiteren Kommentar unterstrichen worden und einmal mit dem Kommentar »Vadå hennes, könsdiskriminerande!« versehen worden, ohne dass eine Veränderung vorgeschlagen worden ist. Während in Testbogen 4 in mehreren Fällen Veränderungen für die Verbindung *immigrant ... han* belegt sind, ist die Verbindung *immigranten ... honom* nicht verändert worden. Der höhere Grad an Auseinandersetzung mit Genderkonzeptualisierungen bei pronominaler Appellation in Subjektposition ent-

spricht den Ergebnissen in Hornscheidt¹⁴⁹ zur Häufigkeit der pronominalen Doppelformen *han* eller *hon* im Verhältnis zu *honom* eller *henne* sowie dem Schwerpunkt der sprachpflegerischen Diskussion auf den Subjektformen.¹⁵⁰ Die Verbindung *stridspilot ... han ... homom* ist auch in Testbogen 3 von den Testpersonen nicht kommentiert worden, was auf eine starke männliche Stereotypisierung der Konzeptualisierung hindeutet.

In Testbogen 8 sind die drei interessierende substantivischen personal appellierenden Formen identisch mit denen in Testbogen 6. Die pronominalen Wiederaufnahmen unterscheiden sich in einem Fall: Statt *lärare ... hennes* ist die Bildung *lärare ... hans* benutzt. Dieser Bogen ist von fünf Studierenden der Universität Uppsala im Grundschullehramt mit mathematisch/naturwissenschaftlicher Ausrichtung ausgefüllt worden. Auch in diesem Bogen ist die Verbindung *immigranter ... homom* nur in einem Fall syntaktisch so umformuliert worden, dass die pronominale Wiederaufnahme vermieden ist. Die oben aufgestellte These der größeren Aufmerksamkeit bei Genderkonzeptualisierungen über Subjektpositionen wird bestätigt. Die Bildung *stridspilot ... han ... homom* ist in allen Testbögen bis auf den einen, in dem auch die Bildungen *immigranter ... homom* umformuliert wurde, nicht verändert worden. In dem einzigen Beleg einer Kommentierung der Bildung *stridspilot ... han ... homom* ist die Form *homom* unterstrichen und mit der Frage »varför homom?« versehen. Im ersten Satz, in der die Bildung *stridspilot ... han* vorkommt, ist die pronominale Wiederaufnahmeform *han* hingegen nicht kommentiert worden. Dies lässt vermuten, dass die von Braun et al. und von Oelkers festgestellte Regel der syntaktischen Distanz auch für die Genderkonzeptualisierung eine Rolle spielt. In drei Fällen ist in Testbogen 8 die Bildung *lärare ... hans* kommentiert worden. In einem Fall ist sie zu der pronominalen Doppelform *hans eller hennes* verändert worden, zweimal ist sie lediglich angestrichen worden. Dies deutet darauf hin, dass ein Gebrauch der konventionalisiert genderspezifizierend männlich appellierenden possessiven Pronominaform von manchen in Frage gestellt wird, ohne dass vergleichbar mit den frequenten Veränderungen im Falle der personalpronominalen Form *han* Änderungen zu einer Doppelform oder Pluralform vorgeschlagen werden.

¹⁴⁹ HORNSCHEIDT: 2006a.

¹⁵⁰ Vgl. ebd.

Zusammenfassend zeigt sich auch in dem zweiten grammatischen Normtest eine relativ hohe Akzeptanz der genderspezifizierend männlichen pronominalen Formen in potentiell genderunspezifizierenden Kontexten. Am deutlichsten wird eine Infragestellung der Genderneutralität der Form *han* in Kontexten der Wiederaufnahme von konventionalisiert genderstereotyp weiblichen Tätigkeiten wie *barnmorska* und *lärare*. Mit Abstand am wenigsten ist in den Bögen die pronominale Wiederaufnahme von *stridspilot* mit einer konventionalisiert genderspezifizierend männlich appellierenden pronominalen Form hinterfragt worden. Es kann festgestellt werden, dass Konzeptualisierungen über sozial stereotype Gendervorstellungen in der Wahl von Pronomina zur genderunspezifizierenden Appellation eine signifikante Rolle spielen. Bei stereotyp männlichen Konzeptualisierungen personaler Appellationen finden sich durchgängig keine Änderungsvorschläge für die genderspezifizierend männlich appellierenden Pronominaformen in genderunspezifizierender Appellationsintention. Bei stereotyp weiblichen Konzeptualisierungen personaler Appellationen werden sowohl genderspezifizierend weiblich appellierende Pronomina wie auch genderspezifizierend männlich appellierende Pronomina signifikant häufig verändert.

Insgesamt lässt sich auch eine Tendenz beobachten, dass pronominale Formen in Subjektposition eher durch Doppel- oder Pluralformen ersetzt werden als pronominale Formen in Objektposition oder Possessivpronomina.

Neben Doppelformen sind vor allem syntaktische Umformulierungen ein häufig zu findendes Mittel, seltener finden sich auch Wiederholungen des personal appellierenden Substantivs, pronominale Pluralformen oder Indefinitpronomina, um genderspezifizierend männliche Formen in generischen Kontexten zu ersetzen. Eine Veränderung zu einer pronominalen Doppelform wird nur bei Wiederaufnahme von substantivischen personalen Appellationsformen realisiert, bei denen das Substantiv keine starken männlich genderstereotypen Konzeptualisierungen erwarten lässt. Die vorgeschlagenen Sprachveränderungen sind auf den Bereich der Pronomina beschränkt, nur in einem einzigen Fall ist eine substantivische personal appellierende Form verändert worden.¹⁵¹

Da ein Großteil der teilnehmenden Testpersonen Frauen gewesen sind, kann keine Tendenz hinsichtlich eines Einflusses der eigenen Gen-

¹⁵¹ *Idrottsman* wird zu *idrottsman/kvinna* verändert im Vortest.

deridentität festgestellt werden. Auch hinsichtlich Alters- und Bildungsdifferenzen können keine Aussagen getroffen werden. Der Test zeigt insgesamt ein Bewusstsein über unterschiedliche Mittel der personalen Appellation jenseits pronominaler Wiederaufnahmen. Genderstereotype Konzeptualisierungen, die potentiell mit den Appellationsformen verbunden sind, spielen eine wichtige Rolle für die Wahl der Veränderung personaler Appellation.

4.3.2 Sprachproduktionstest zur Verwendung genderunspezififizierender Pronomina

In diesem Produktionstest werden die verschiedenen Gruppen der oben bereits getesteten Substantive dazu verwendet, Versuchspersonen zu bitten, einen eigenen Text zu schreiben. Während der grammatische Normtest das Normverständnis der Versuchspersonen in der Perception von schriftsprachlichen Äußerungen untersucht, dient der Produktionstest dazu festzustellen, welche Pronomina die Versuchspersonen selbst für genderunspezifisierende Appellationen in einem schriftsprachlichen Kontext verwenden. In Zusammenhang damit wird die eigene Genderidentität, das Alter und feministische Vorerfahrungen der Testpersonen abgefragt. In Verbindung mit dem grammatischen Normtest ist es das Ziel des Produktionstests zu zeigen, ob im Schwedischen genderspezifisierend männliche pronominale Formen zu einer genderunspezifisierenden Appellation verwendet werden.

Für einen Produktionstest können verschiedene Verfahren angewendet werden die jeweils Vor- und Nachteile haben und verschiedene Erkenntnisinteressen verfolgen. Das Erkenntnisinteresse unterscheidet sich danach, ob es sich um die Produktion gesprochener Sprache oder um die Produktion schriftsprachlicher Äußerungen handelt. Gesprochene Sprache zeichnet sich in der Regel durch eine größere Spontaneität aus und rekuriert weniger auf ein Normverständnis. Schriftsprachliche Äußerungen sind weniger spontan, lassen ein höheres Normbewusstsein erwarten.

Innerhalb der schriftsprachlichen Produktion können Lückentexte und Arbeitsaufträge für das Aufschreiben von Geschichten unterschieden werden. Lückentexte sind einfacher zu analysieren, da das Untersuchungskorpus für die verschiedenen Testpersonen relativ konstant gehalten werden kann, wohingegen von Testpersonen produzierte Geschichten ganz unterschiedlich ausfallen und daher relativ schwierig miteinander

der vergleichbar sein können. Ein Nachteil eines Lückentests ist es, dass die Sprachproduktion der Teilnehmenden sehr stark vorgegeben ist und sie so keine eigenen stilistischen Entscheidungen treffen können, indem sie beispielsweise eine pronominale Appellation ganz umgehen. Durch die Stilvorgabe, die ein Lückentest macht, kann es zusätzlich sein, dass die Testpersonen versuchen, ihre Wahrnehmung eines bestimmten Sprachstils zu imitieren und so ebenfalls nicht ihren eigenen Sprachstil in dem Lückentest produzieren. Aus diesen Gründen wird das Verfahren des Lückentests nicht und stattdessen das Aufschreiben einer kurzen Charakterisierung unterschiedlicher Tätigkeiten als Aufgabenstellung an die Testpersonen gewählt.

Die Testpersonen bekommen substantivische personale Appellationsformen und verschiedene Adjektive und Verben mit dem Arbeitsauftrag daraus kleine Texte zusammenzustellen. Als Grundlage werden dieselben personalen Appellationsformen wie in dem grammatischen Normtest genommen. Dadurch besteht eine relativ hohe Vergleichbarkeit der Ergebnisse. Die Arbeitsaufgabe lautet: »Skriv en liten text (3–4 meningar) och använd följande ord. Texten ska förklara yrkesbeteckningar för en utlänning.« Die Formulierung der Arbeitsaufgabe soll die generische Appellation, die durch die Texte hergestellt werden soll, deutlich machen. Die für den Test ausgewählten personalen Appellationsformen und das weitere, zur Verfügung gestellte Vokabular ist das folgende:

- *barnmorska*: sköta, gravida kvinnor, arbetsplats, arbetstid
- *idrottsman*: idrott, idrottsgren, tävlan, vinna
- *konstnär*: uttryck, måleri, kreativ, inkomst
- *idrottstjej*: idrott, idrottsgren, tävlan, vinna
- *studiomann*: TV-studio, mediejobb, mediebranschen, lön
- *cyklist*: cykla, åka bil, utrustning, miljöförstöring
- *lärare*: undervisning, skola, elever, ämne
- *stridspilot*: flygplan, militär, koncentration, utmaning
- *idrottstjärna*: idrott, idrottsgren, tävlan, vinna
- *städhjälp*: ordna, rengöra, hushåll, inkomst
- *maskinist*: sköta, arbetsplats, lön, maskin
- *immigrant*: land, flytta, uppehållstillstånd, språk

Jede Testperson bekommt drei unterschiedliche personale Appellationsformen, zu der sie jeweils einen kleinen Text verfassen sollte. Insgesamt haben 69 Personen an diesem Test im Frühjahr 1999 teilgenommen, so dass insgesamt 207 unterschiedliche Texte vorliegen. Die Hälfte der Testpersonen hatte einen Kurs an der Göteborger *Folkuniversitet* in Englisch

belegt, die andere Hälfte einen allgemeinbildenden Kurs an der *Kvinnofolkhögskola* in Göteborg. Es handelt sich um Personen ohne Hochschulabschluss mit einem Altersspektrum von 24 bis über 60 Jahre.¹⁵² 65 Versuchspersonen haben weiblich als eigene Genderidentität angegeben, drei Personen männlich, und eine Person hat keine Angaben gemacht. Entsprechend können keine Resultate dieser Untersuchung auf die eigene Genderidentität der Testpersonen zurück bezogen werden.

Eine konventionalisiert genderspezifizierend weibliche pronominale Appellation wird in den Texten ausschließlich bei den personalen Appellationsformen *barnmorska* und *idrottstjej* realisiert. Während in allen Texten zu *idrottstjej* die Appellation genderspezifizierend weiblich durch lexikalisierte, personal appellierende Formen erfolgt,¹⁵³ finden sich bei den Texten zu *barnmorska* verschiedene Variationen: In einem Text wird die pronominale Doppelform in Objektstellung *henne/honom* verwendet, im weiteren Text aber durch die genderspezifizierend lexikalisierte Appellationsform *kvinna* wieder aufgenommen. In einem anderen Text wird die pronominale Form *hon* durch die Pluralform *de* ersetzt, und in drei Texten wird ausschließlich die pronominale Doppelform *de* verwendet.

Pronominale Doppelformen werden in den Texten zu *lärare* (in sieben Texten), *stridspilot* (in zwei Texten), *idrottman* (in einem Text), *immigrant* (in drei Texten) und *idrottsstjärna* (in fünf Texten) verwendet.

Bei den Texten zu *lärare* findet sich kein Text mit einer singulären pronominalen Form, weder mit *han* noch mit *hon*. Stattdessen wird in diesen Texten das Substantiv wiederholt (in 18 Texten) oder die pronominale Doppelform gewählt. Auch bei *stridspilot* wird in elf Texten das personal appellierende Substantiv wiederholt und nur in einem Fall erfolgt eine genderspezifizierend männliche Appellation durch das Possessivpronomen *hans*. Für *idrottsstjärna* wird die Wiederholung des Substantivs in sechs Texten praktiziert, bei *idrottsman*, *immigrant* und *konstnär* je dreimal.

Konventionalisiert genderspezifizierend männliche pronominale Wiederaufnahmen finden sich in den Texten zu *maskinist*, *stridspilot*, *idrottsman*, *studioman*, *konstnär*, *cyklist* und *idrottsstjärna*.

¹⁵² Die entsprechende Angabe auf einem Bogen ist 60+.

¹⁵³ Neben der pronominalen Form *hon* wird das Substantiv *kvinna* gebraucht. In drei Texten erfolgt eine genderspezifizierend weibliche Personifizierung über *min väninna* und *en tjej som*.

Wiederaufnahmen durch pronominale Pluralformen sind belegt für *barnmorska* in fünf Texten, *konstnär* in drei Texten und *idrottsstjärna* in fünf Texten. Wiederaufnahmen durch das genderunspezifisierende Substantiv *person* erfolgt für *maskinist*, *stridspilot*, *studioman* und *konstnär* in je einem oder zwei Texten und bei *cyklist* in vier Texten. *Konstnär*, *studioman* und *idrottsman* werden in je zwei Texten durch die Phrase *en man som* wiederaufgenommen, wodurch die Appellation in diesen Fällen zu einer genderspezifisierend männlichen wird. Das Indefinitpronomen *man* wird bei *immigrant* in einem Fall zur Wiederaufnahme benutzt sowie einmal die direkte Anrede *du*. *Idrottsman* wird in zwei Fällen durch die pronominale Form *den* wieder aufgenommen. In einem Text wird ein Bezug zu der mit der Appellationsform verbundenen Tätigkeit hergestellt (*idrottsstjärna*) und nicht auf die Person appelliert.

Es zeigt sich ein Spektrum unterschiedlicher Möglichkeiten der Wiederaufnahme einer personalen Appellationsform in den verfassten Texten. Die Wiederaufnahme durch die pronominale Form *han/honom* überwiegt dabei quantitativ klar gegenüber allen anderen Möglichkeiten. Pronominale Doppelformen werden nur in Einzelfällen benutzt, wenn es sich um eine konventionalisiert stereotyp weibliche Tätigkeit und/oder Konzeptualisierung handelt (*barnmorska*, *lärare* und *idrottsstjärna*) sowie zweimalig bei *stridspilot* und einmalig bei *idrottsman*. Insgesamt finden sich bei den konventionalisiert genderstereotyp weiblichen Tätigkeiten die quantitativ größte Verwendung unterschiedlicher personaler Appellationsformen, die von einem Muster des Gebrauchs der genderspezifisierend männlichen Formen zur genderunspezifisierenden Appellation abweichen. Die pronominale Doppelform ist dabei nur eine unter verschiedenen anderen Möglichkeiten der Wiederaufnahme einer substantivischen personalen Appellation. Sowohl bei *maskinist*, bei *idrottsman* wie auch bei *studioman* findet sich eine Abweichung von einer konventionalisiert genderspezifisierend männlichen Wiederaufnahme nur als Ausnahme. Dies kann zum einen auf starke stereotype Gendervorstellungen für *maskinist* hinweisen und wirft zum anderen für die Formen *studioman* und *idrottsman* die Frage auf, ob das zweite Glied *man* doch stärker genderspezifisierend männlich appellierend wirkt, als in der einschlägigen Diskussion bisher angenommen wird. Der direkte Vergleich der Texte mit *idrottstjej*, *idrottsman* und *idrottsstjärna*, die identische weitere Wörter zur Bildung der Texte zugeordnet bekommen hatten, zeigt zudem, dass die substantivische personale Appellati-

onsform zu signifikant unterschiedlichen, gegenderten Konzeptualisierungen beiträgt.

In dem zweiten Sprachproduktionstest wird untersucht, welchen Einfluss die Verwendung der pronominalen Form *han* im Vergleich mit der Nennung der Doppelform *han eller hon* hat. Es wird gefragt, ob die genderspezifizierende männlich appellierende pronominale Form als genderspezifizierende Appellation von den Testpersonen verstanden wird oder ob sich Unterschiede zum Verständnis der pronominalen Doppelform ergeben. Darüber hinaus gilt es festzustellen, ob die eigene Genderidentität eine entscheidende Rolle dafür spielt, welche Genderidentität einer fiktiven Person in einer Geschichte zuerkannt wird. Um dies zu untersuchen werden Testpersonen gebeten, einen Text in Anlehnung an die von Hyde¹⁵⁴ verwendeten Fragestellungen schreiben. Die Aufgabenstellung an die Testpersonen lautet: »Skriv en liten berättelse om en fiktiv person (inte om dig själv) med följande tema:« Die Testpersonen bekommen eine der folgenden Varianten, um eine Geschichte zu schreiben, und es wird ihnen gesagt, dass sie zehn Minuten Zeit haben dafür.

- *När en student börjar med grundkurserna på universitetet, är han oftast ganska isolerad.*
- *När en student börjar med grundkurserna på universitetet, är han eller hon oftast ganska isolerad.*
- *När en person flyttar från landet till storstaden, är han oftast ganska isolerad.*
- *När en person flyttar från landet till storstaden, är han eller hon oftast ganska isolerad.*
- *När en människa flyttar till ett annat land, är det en stor förändring i hennes liv.*
- *När en person flyttar till ett annat land, är det en stor förändring i hans liv.*

Nach den zehn Minuten, wenn die Testpersonen die Texte geschrieben haben, werden sie gebeten, das Blatt Papier mit der Aufgabenstellung umzudrehen und der fiktiven Person der Geschichte einen Namen zu geben. Danach werden sie gebeten, Angaben zu ihrem Alter, ihrer eigenen Genderidentität, ihrer Muttersprache und ihrem Geburtsort zu machen.¹⁵⁵

¹⁵⁴ Vgl. weiter oben.

¹⁵⁵ Diese Form der biografischen Angaben ist allen Testpersonen der verschiedenen Tests abverlangt worden. Dadurch soll die Überprüfung der Relevanz von Alter und eigener Genderidentität gesichert werden. Die Frage nach dem Geburtsort dient dazu,

Insgesamt sind 48 Geschichten geschrieben worden. Die eine Hälfte der Testpersonen besucht einen Schwedischkurs bei *Komvux* in Uppsala, die andere Hälfte studiert Deutsch an der Hochschule Södertörn bei Stockholm. Alle Testpersonen sind zwischen 20 und 30 Jahren. Wegen ungleicher Rücklaufquoten ist die Anzahl der Geschichten für die unterschiedlichen Kombinationen personaler Appellation nicht identisch. Es gibt 16 Geschichten zu dem Wortpaar *person* – *hans* und zwölf zu dem vergleichbaren Wortpaar *människa* – *hennes*. Zu *person* – *han* eller *hon* gibt es zwei Geschichten, zu *person* – *han* fünf. *Student* – *han* ist der Anfangssatz in sieben Geschichten, *student* – *han* eller *hon* in zwölf Geschichten.

Bei der Kombination von *person* – *hans* ist die in der Geschichte beschriebene Person in 14 Fällen eine Person mit männlicher Genderidentität und in nur zwei Fällen eine Person mit weiblicher Genderidentität. Bei der Kombination *person* – *han* ist von fünf Geschichten in vier Fällen eine Person mit männlicher Genderidentität gewählt worden und in einem Fall eine Person mit weiblicher Genderidentität. Bei der Geschichte mit *student* – *han* ist von den sieben geschriebenen Geschichten in fünf Fällen eine Person mit männlicher Genderidentität als Protagonist gewählt worden und in zwei Fällen eine Person mit weiblicher Genderidentität. Von insgesamt 28 Geschichten, die als Eingangssatz eine Kombination einer personal appellierenden Substantivform mit einem genderspezifizierend männlichen Pronomen hatten, sind für 23 männliche Protagonisten und für fünf weibliche gewählt worden. In allen drei Fällen sind es jeweils ausschließlich Personen mit weiblicher Genderidentität, die weibliche Protagonistinnen für ihre Geschichten gewählt haben.

Bei der Bildung *människa* – *hennes* zeigt sich die umgekehrte Tendenz. Von den zwölf Geschichten, die mit diesem Satz beginnen, wird in acht Fällen eine weibliche Protagonistin geschaffen und in nur zwei Fällen eine männliche. In einem Fall werden zwei Geschichten – eine weibliche und eine männliche – geschrieben, in einem Fall wird eine Ich-Erzählung geschrieben und angegeben, dass das Gender der Person ›nicht gewusst‹ ist. Einer der beiden männlichen Protagonisten entstammt einer Geschichte einer Testperson mit männlicher Genderidentität.

Bei den insgesamt 14 Geschichten mit *person/student* – *han* eller *hon* ist in je sieben Fällen eine weibliche oder eine männliche Hauptperson in

die Aufmerksamkeit der Testpersonen von einer potentiellen Fokussierung auf eine Genderfrage der Untersuchung weg zu lenken.

der Geschichte beschrieben worden, so dass es sich hier um ein ausgewogenes Verhältnis der Genderkonzeptualisierungen handelt.

In allen unterschiedlichen Kombinationen ist in relativer Perspektive die eigene Genderidentität der Testpersonen mit der der gewählten Hauptpersonen der Erzählungen korrelierend. Diese Ergebnisse zeigen die hohe Relevanz der verwendeten pronominalen Appellationsformen bei genderunspezifisierenden substantivischen personalen Appellationsformen für die Konzeptualisierung von Personen. Als zweiter nachgeordneter Faktor spielt die eigene Genderidentität der Testpersonen eine Rolle. Diese Ergebnisse stimmen mit den zuvor in diesem Kapitel vorgestellten Untersuchungen zum vor allem Englischen überein und weisen darauf hin, dass die gewählten personalen Appellationsformen eine wichtige Einflussgröße für Genderkonzeptualisierungen sind. Die Untersuchung zeigt, dass die pronominale Form *han* sehr viel stärker zu Konzeptualisierungen männlicher als weiblicher Personen beiträgt und aus einer kritischen Sichtweise, die die Prototypik einer männlichen als allgemeinemenschliche Appellation in Frage stellt, nicht als genderunspezifisierende Appellationsform angesehen werden kann. Andersherum zeigt die Untersuchung, dass eine frequente Verwendung und Propagierung der pronominalen Form *han/honom/hans* zur genderunspezifisierenden Appellation die Vorstellung von Männlichkeit als Prototyp des Allgemeinen weiter tradiert und reproduziert.

4.4 Zusammenfassung

Die in den vorangegangenen Kapiteln festgestellte Konzeptualisierung von Menschlichkeit über Männlichkeit als prototypische Vorstellung des Allgemeinen bestätigt sich auch durch die empirische Überprüfung der in Zusammenhang mit Sprache stehenden Konzeptualisierung von Testpersonen. Die Ergebnisse von vor allem US-amerikanischen Studien stimmen mit den in der vorliegenden Arbeit für das Schwedische festgestellten überein, so dass die These aufgestellt werden kann, dass die Verwendung genderspezifisierend männlicher Appellationsformen als genderunspezifisierende zu einer stärkeren Konzeptualisierung von Männlichkeit als Weiblichkeit beiträgt, wodurch sich die Vorstellung von Männlichkeit als Prototyp des Allgemeinen in einem entsprechenden Sprachgebrauch weiter tradiert. Diese Feststellung ist im Schwedischen insbesondere in Bezug auf pronominale Appellation der dritten Person

Singular von Relevanz, die von den Testpersonen in vielen Fällen auch als die entscheidende, zu verändernde sprachliche Form betrachtet worden ist.

Die mit substantivischen personalen Appellationsformen verbundene Genderkonzeptualisierung steht in einem Zusammenhang mit stereotypen Gendervorstellungen, die mit bestimmten Tätigkeiten verknüpft sind. Diese Vorstellungen haben Auswirkungen auf die sprachliche Wiederaufnahme entsprechender Appellationsformen, wodurch sich die kontinuierliche Wechselwirkung von Sprachgebrauch und Genderkonzeptualisierungen in beiden Richtungen durch die vorliegenden Untersuchungen bekräftigt. Je nachdem, wie stark die sozialen Genderstereotype zu bestimmten personalen Appellationsformen sind, variiert auch die Form der Umformulierung. Pronominale Doppelformen werden nur in den Fällen gewählt, in denen es sich um substantivische personale Appellationsformen ohne starke Genderstereotypisierung oder wenn es sich um stereotyp weibliche Vorstellungen handelt. Dies sind auch zugleich die Fälle, bei denen die Testpersonen ein relativ hohes Bewusstsein dazu haben, dass die pronominale Form *han* ersetzt werden könnte, während dies bei genderstereotyp männlichen substantivischen Appellationsformen nur selten zu Veränderungen führt. Dies ist auch dann nicht der Fall, wenn es auf denselben Testbögen mehrere alternative Formulierungen gegeben hat oder die Testpersonen diese selbst für andere personale Appellationen vorgeschlagen haben. Der sprachliche Produktionstest hat darüber hinaus deutlich gemacht, dass die Verwendung des Pronomens *han* in einem generischen Satz signifikant häufig zu genderspezifizierend männlichen Konzeptualisierungen führt – wie die Form *hon/hennes* als Wiederaufnahme von *människa* in dieser Untersuchung zu genderspezifizierend weiblichen Konzeptualisierungen geführt hat. Letzteres ist ein auf die Wiederaufnahme von *människa* im Schwedischen begrenzter Sonderfall pronominaler Appellation in genderunspezifizierender Intention durch ein konventionalisiert genderspezifizierend weiblich appellierendes Pronomen, so dass festgestellt werden kann, dass die frequente genderunspezifizierende Verwendung des Pronomens *han* zu potentiell vorherrschenden, männlichen Konzeptualisierungen beiträgt.

In weiteren, sich anschließenden Untersuchungen muss die Frage des Zusammenhangs der substantivischen personalen Appellation mit stark konventionalisierten Genderstereotypisierungen im Zusammenhang mit unterschiedlichen pronominalen Wiederaufnahmen untersucht werden

und dies zu einer Analyse möglicher Sprachveränderungsstrategien beitragen, die helfen können, genderstereotype Vorstellungen zu brechen.

Eine größere Ausdifferenzierung unterschiedlicher personaler Appellationsformen in den Sprachproduktionstests kann weitere Aufschlüsse über die Rolle genderstereotyper Erwartungen für die sprachliche Wiederaufnahme aber auch die Konzeptualisierung liefern. Neben der pronominalen Doppelform müssen auch Umformulierungen, wie sie in den ersten Tests dieser Reihe deutlich wurden, auf ihre potentiellen Einflüsse auf Genderkonzeptualisierungen hin untersucht werden. Wie auch in den US-amerikanischen Studien deutlich geworden ist, muss in zukünftigen Forschungen zum Schwedischen auch die Frage des Einflusses feministischen ›Vorwissens‹ untersucht werden. Die hier vorgestellten Studien zeigen, dass entsprechende Untersuchungen sinnvolle Ergänzungen zu traditionellen Untersuchungen zur Genderspezifizierung personaler Appellation im Schwedischen beisteuern. Sprachveränderungsstrategien für das Schwedische können durch diese Untersuchungen gleichzeitig neu relativiert und fundierter argumentiert werden.

4.5 Kritik und Ausblick

Jenseits der zuvor dargestellten Ergebnisse bleiben eine Reihe weiterer Forschungsfragen und Desiderate, die hier noch kurz angesprochen werden sollen.

Auf methodischer Ebene ist neben den bereits zuvor ausführlich diskutierten Erweiterungen der Gruppen der Versuchspersonen und der systematischen Miteinbeziehung von Fragen zu politischer Verortung vor allem die Frage der systematischen Untersuchung authentischer und mündlicher Kommunikation nachhaltiger zu diskutieren.

Inhaltlich sind hier in Form eines Ausblicks noch zwei wünschenswerte Weiterentwicklungen zu nennen: Zum einen ist näher zu diskutieren, wann eine personale Appellation denn als genderunspezifizierend bzw. als beide Geschlechter gleichermaßen meinend aufgefasst werden kann: Wenn gleich viele Frauen wie Männer gleich viele Frauen wie Männer konzeptualisieren? Oder wenn alle Frauen und Männer sich Frauen und Männer vorstellen? Wie ist das dann bei Singularformen möglich? Die Kritik an den bestehenden Konzeptualisierungen muss also in Zukunft darum ergänzt werden zu überlegen, wann eine Form denn hinsichtlich ihrer potentiellen Konzeptualisierung als gendergerecht auf-

gefasst werden kann. Auf diesem Hintergrund sind dann auch die Begriffe der generischen, genderneutralen und genderunspezifischen Appellation neu zu diskutieren. In diesem Kontext wäre auch zu fragen, ob es heute überhaupt die konzeptuelle Möglichkeit einer ungegenderten konkreten Konzeptualisierung einer Person gibt. Das heißt an diesem Punkt wären Ergebnisse der Sozialpsychologie mit der linguistischen Untersuchung zu kombinieren. Das Feld der Perzeptionsuntersuchungen ist ein zwischen mehrere Disziplinen zu verortendes Forschungsfeld und sollte meines Erachtens auch im Verbund dieser weiter beforscht werden, da dadurch verschiedene relevante Perspektiven und Methoden angemessen berücksichtigt werden könnten.

Auch gehen alle bisherigen Perzeptionsuntersuchungen – und die hier durchgeführten bilden hier keine Ausnahme – von einer bestehenden Zweigeschlechtlichkeit aus und reproduzieren diese sowohl in ihren demografischen Vorannahmen als auch in den Formen, die jeweils untersucht werden. Auch hier wäre zu fragen, ob Möglichkeiten jenseits einer Zweigeschlechtlichkeit zu denken, in entsprechenden Perzeptionsuntersuchungen mit eingebaut werden könnten, um nicht auch auf Forschungsebene die Annahme von einer bestehenden Zweigeschlechtlichkeit immer nur wieder zu reproduzieren. Hierzu müssten sowohl andere Sprachveränderungsstrategien in die Untersuchungen mit einbezogen werden als auch neue Fragen gestellt werden.

In diesem Zusammenhang ist es für zukünftige Untersuchungen auch wünschenswert ein integrales Konzept von Gender¹⁵⁶, in dem die Interdependenz unterschiedlicher Identitätskategorisierungen¹⁵⁷ stärker berücksichtigt wird, umzusetzen. Dadurch kann in einer komplexen Verbindung zu der Frage der Genderperzeption auch danach gefragt werden, welche Normalvorstellungen von Alter, Bildung, Sexualität, Staatsbürger_innenschaft etc. hier gleichzeitig mit aufgerufen werden.

¹⁵⁶ Vgl. WALGENBACH: 2007.

¹⁵⁷ Vgl. HORNSCHIEDT: 2007.